



Jason Dark

John Sinclair
Band 135

Gassen der Angst

**scanned by dawn
corrected by Yfffi**

Als ich die Leiche sah, durchfuhr mich ein Schock. Walt Temple war auf grauenhafte Art und Weise ums Leben gekommen. Das konnte kein Mensch getan haben. Der Ansicht war auch Inspektor Ray Ralston gewesen, deshalb hatte er mich nach Bristol geholt. Hinein in die Gassen der Angst, die ein unheimlich wirkender Vollmond mit seinem fahlen Glanz ausleuchtete. In diesem Klima der Furcht und des Grauens nahm ich die Spur auf. Von einem alten Spiegel ausgehend führte sie mich zu rätselhaften Funden aus atlantischer Zeit und schließlich zu dem Killer, der ein alter Bekannter von mir war. Semerias, der erste Werwolf in Atlantis!

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Vollmond!

Wieder einmal, wie schon so oft. Aber diesmal war es anders, ganz anders. Diesmal würde es geschehen.

Das wußte Walt Temple genau. Er duckte sich noch tiefer in den schmalen Schatten der Einfahrt, von wo aus er sein eigenes Maus beobachten konnte.

Angst durchzog ihn wie ein Spinnennetz. Es lag an seinem Wissen und auch an der Nacht, die angefüllt war von einer sehr tiefen, grauen Dunkelheit und gleichzeitig einem seltsamen Zwielficht. Es lag daran, daß ein heftiger Wind die Wolkendecke aufriß, als wäre er wütend, daß es sie gab, und so die Lücken schuf, durch die der volle Mond wie ein rundes Auge glotzen konnte.

Der Mond war *sein* Zeichen!

Nicht das des Walt Temple, sondern ein anderes. Es hatte nichts genutzt, gar nichts, überhaupt nichts, alles war vergebens gewesen. Seine große Vorsorge, das Sammeln der Banner, der Abwehrmittel. Er würde kommen, und zwar in dieser verdammten Nacht.

Noch war er nicht da, hielt sich bewußt zurück. Und das konnte eine Chance für Walt Temple bedeuten. Er fürchtete sich zwar davor, schaute sich auch um, lauerte nach irgendwelchen Feinden, und doch gab es keine andere Möglichkeit.

Mit einem leisen, langen, huschenden Schritt löste er sich aus der Deckung der Einfahrt. Er brauchte nur die Straße zu überqueren, um die Haustür zu erreichen.

Wind erfaßte ihn. Temple spürte ihn wie ein trockenes Knistern auf seiner Kleidung. Der Wind schüttelte ihn durch, er wühlte in seinen Haaren und schaufelte den Staub einer nahen Fabrik durch die Liegend, denn die Anlagen der Filter funktionierten nie so, wie es vorgeschrieben war. Irgendwas war immer kaputt. Doch wer kümmerte sich in diesem Viertel schon darum? Wo keine Lobby war, würde auch nichts geschehen. So

war das nun einmal.

Der Wind war winterlich kalt. Bisher hatte es nur Regen gegeben, doch der Schnee ließ bestimmt nicht lange auf sich warten. Man hatte ihn bereits angekündigt. Es war eine besondere Nacht. Sie hatte sich in die Gassen des Viertels hineingestohlen wie ein Dieb. Die Dunkelheit hatte sie regelrecht in Besitz genommen,, sie würde sich so leicht nicht vertreiben lassen, und sie wehrte sich jedesmal zäh gegen den Anbruch des Tages, um anschließend doch zu verlieren.

Und sie hatte noch etwas mitgebracht.

Die Angst!

Temple spürte sie deutlich. Die Angst vor dem Mond, den Schatten, die Angst vor sich selbst. Das Unheimliche lauerte in den Gassen und klebte zäh wie Leim an den Hauswänden, an denen die Zeit ihre Spuren hinterlassen hatte.

Fensterscheiben blinkten matt. Hinter wenigen nur leuchtete Licht. Auch die Fenster, die zu Temples Wohnung gehörten, waren dunkel. Er wohnte unten. Geschäfts- und Wohnräume gingen ineinander über. Er war bekannt, weil er allen möglichen Trödel verkaufte. Das fing bei alten Sofas an und hörte bei Tüchern, Schalen und Töpfen noch lange nicht auf. Es waren nicht nur miese oder schlechte Dinge darunter. Dank seiner Beziehungen hatte er es geschafft, auch an Sachen heranzukommen, die außergewöhnlich waren. Seeleute brachten ihm Dinge aus fernen Ländern mit. Da gab es Souvenirs aus Afrika, Asien und Südamerika zu kaufen. Er verscherbelte alte Masken ebenso wie Glücksbringer und Fetische. Dafür hatte er sogar eine spezielle Abteilung eingerichtet.

Vor der Haustür blieb er stehen.

Geduckt, als läge auf seiner Schulter ein schwerer Alp. Er schaute gegen den Wind. Staub wirbelte heran, raschelte in den Gassen, in die das Mondlicht hineinschien und sie mit einem fahlen, aber unheimlichen Glanz ausfüllte.

Diese kleine Welt war unwirklich geworden. Die Nacht hatte sie mit einem Mantel des Bösen bedeckt. Temple glaubte daran, daß irgendwo geheimnisvolle Kräfte lauerten, die nur auf einen Fehler von ihm warteten.

Der aber war ihm schon unterlaufen, auch wenn er es nicht direkt zugeben wollte. Er hatte versucht, ihn auszumerzen, es war ihm nicht gelungen.

Das andere hatte sich fest etabliert und wartete nur darauf, zuschlagen zu können.

Seine Hand zitterte, als er den Schlüssel aus der Tasche holte und ihn in das Schloß schob. Das hatte er schon unzählige Male getan, in dieser Nacht jedoch war es etwas Besonderes.

Der Wind wuchtete in seinen Rücken. Temple duckte sich noch tiefer. Zusammen mit der Kraft des Windes schob er die Tür auf. Hastig stolperte er über die Schwelle. Er spürte die unsichtbaren Hände, die ihn vorpeitschten, er holte noch einmal tief Luft, dann drehte er sich und rammte die Tür hinter sich zu.

Draußen war es kalt gewesen. Ihm stand der Schweiß dennoch auf der Stirn. Die Stunden der Angst addierten sich. Sie waren schlimmer und schlimmer geworden. Wenn er sein Gesicht berührte, dann klebte Fett an seinen Fingern.

Rechts lag der Laden, links die Wohnung.

Temple überlegte, wohin er sich wenden sollte. In seine Wohnung oder in das Geschäft?

Es blieb eigentlich gleich. Die Bedrohung war da. Sie ließ sich weder aus der Wohnung noch aus den Geschäftsräumen vertreiben. Es gab noch eine dritte Möglichkeit. Er hätte rasch seine Sachen zusammenpacken und fliehen können.

Doch auch das hatte keinen Sinn, denn die andere Kraft war so ungeheuerlich, daß sie ihn einholen würde. Sie war überall, sie konnte in jeden Winkel kriechen, denn sie war einfach nicht mit menschlichen Maßstäben zu messen und zu begreifen.

Er stand im Dunkeln. Die Finsternis umgab ihn wie ein Schwamm, sie saugte sich an seinem Körper fest, sie drang durch jede Pore, sie sorgte für einen weiteren Schweißausbruch.

Für einen Moment dachte er an Mrs. McArling, seine Zughfrau und Hilfe. Er hatte sie in den Weihnachtsurlaub geschickt. Ein Fehler, wie er jetzt einsah. Er hätte anders reagieren und sie hierbehalten sollen, auch wenn sie ihm mit ihrer schrillen Stimme auf die Nerven fiel. Er hätte jetzt wenigstens einen Menschen gehabt, mit dem er sich hätte unterhalten können. Er wäre nicht so allein gewesen.

Allein!

Dieses eine Wort schoß ihm durch den Kopf. Eigentlich war er nicht allein, denn da gab es etwas, das in seinen Räumen hauste, das aus einer anderen Welt zu ihm gekommen war. Ein Wesen aus der Finsternis, das nicht erklärbar war. Etwas Furchtbares, Grauensvolles, noch gefangen, aber trotzdem existent. Er drehte sich zur Seite. Gleichzeitig streckte er seinen Arm aus, um den Lichtschalter zu erreichen. Er berührte den Kunststoff, seine Hand glitt etwas nach rechts, dann ertastete er den Schalter und betätigte ihn. Es wurde heller, aber nicht hell.

Ein dumpfes, gelblichrotes Licht waberte durch den Flur. Geheimnisvoll und tückisch. Temple traute nicht einmal mehr dem Licht. Überall sah er seine Feinde, selbst darin.

Er duckte sich.

Die alte Garderobe schien plötzlich erwacht zu sein. Aus den Haken waren Arme geworden, gekrümmt und dabei an erstarrte Schlangen erinnernd. Sie streckten sich in die Leere des Korridors hinein, und auch sie empfand er als bedrohlich.

Er schloß auf.

Diesmal schnell und hektisch, als könnte er es kaum erwarten, in sein Geschäft zu gelangen.

Dann blieb er stehen und preßte seine Hand gegen die Brust,

wie ein Herzkranker, der plötzlich einen Krampf spürt. Er bückte sich, ging vor und stützte sich am Tresen ab, auf dem die altertümliche Klingelkasse ihren Platz gefunden hatte. Unter der Tischplatte befanden sich die wenigen Schalter. Sie bildeten so etwas wie eine Zentrale für das Licht, denn von dieser Stelle aus konnte er alle Lampen des Geschäftsraumes einschalten.

Er machte überall Licht.

Die Lampen waren gut verteilt.

Sie leuchteten genau das an, was die Kunden sehen sollten. Es waren die außergewöhnlichen 'Feile aus Übersee, die rätselhaften Masken, die Totems, die Fetische, die Krüge und Schalen mit ihren bunten Bemalungen und ungewöhnlichen Zeichen, die allesamt eine Bedeutung hatten.

Wenn Temple eine Schale verkaufen wollte, dann ließ er seine Phantasie spielen und erklärte dem Käufer, was dieser gern hören wollte. Dann redete er von wichtigen Zeichen, die Glück über das Haus bringen sollten, die dafür sorgten, daß gute Götter eintraten und Krankheiten verscheuchten.

In achtzig Prozent der Fälle wurde ihm geglaubt. Dann konnte er die Preise sogar noch höher setzen.

Er selbst fürchtete sich vor diesen Masken nicht. In den letzten lagen allerdings war dies anders geworden. Jetzt waren die Masken von einer grauenvollen und unheimlichen Kraft erfüllt. Da sickerte das Licht in die Augenschlitze hinein, es füllte sie aus, es ließ sie glühen, als wollten sie den Atem des Bösen erwecken.

Er bekam eine Gänsehaut.

Geduckt stand er hinter der Kasse. Noch immer hatte er seine Hände auf die Tresenplatte gestemmt. Sein Mund fühlte sich trocken an. In seinem Kopf rauschte das Blut. An den Ohren spürte er einen leichten Druck, der sich zu starken Schmerzen vereinigte. Er suchte nach einer Erklärung, fand sie auch, wollte sie allerdings nicht wahrhaben, weil dies einfach unmöglich

war.

Sollte er daran die Schuld tragen, daß die Angst durch die Gasse schlich?

Er zog seine Jacke aus. Der Pullover reichte ihm bis zu den Knien. Das dünne, fettige Haar klebte an seinem Kopf. In den Falten auf seiner Stirn hatte sich der Schweiß gesammelt. Die Gefahr ging von diesem Raum aus, Temple spürte es sehr deutlich. Es gab ein Zentrum, und er wußte auch, wo es lag.

Genau in dieser Sekunde nahm er sich vor, nicht mehr wegzulaufen. Er wollte sich dem Grauen stellen, aber das genau würde nicht ausreichen. Er mußte mehr tun, er mußte es an die Kandare nehmen und wegzerren. Rausschaffen, zerstören, dann würde die Angst nicht mehr durch die Gassen schleichen.

Für ihn war es eine große, aber auch sehr gefährliche Aufgabe. Man konnte sie schon als übermenschlich bezeichnen, er fürchtete sich davor. Er hätte gern Hilfe gehabt, doch es würde ihm hier niemand zur Seite stehen.

Allein, so schrecklich allein ...

Walt Temple tappte durch den Laden. Der Trödelhändler fühlte sich wie ein Fremder in seinem eigenen Geschäft. Alles war nicht mehr normal, es war so unnatürlich, so fremd, als hätten alle Gegenstände die Seiten gewechselt und sich nun dem Bösen verschrieben.

Seine Unterlippe hatte er vorgeschoben. Sie zitterte und glänzte speichelnäß.

Temple hatte seine Waren so aufgebaut, daß sie ein kleines Labyrinth bildeten. Es gab da Gänge, die sich mit Nischen abwechselten, Regale bildeten, querstehende Hindernisse, aber jedes war bis zum Rand mit Waren gefüllt.

Eine Nische aber interessierte ihn besonders. Sie hatte er längst als das Zentrum des Bösen erkannt. Es war nicht einfach, dorthin zu gelangen. Kunden sollten sie auf keinen Fall

entdecken, deshalb hatte er vor die Nische einen alten Weichholzschrank gestellt, der nur so schwer war, daß er von einer Person zur Seite geschoben werden konnte.

Temple bückte sich und drückte seinen Rücken gegen eines der Seitenteile. Der Schrank war lange nicht mehr bewegt worden. Temple hatte das Gefühl, als hätten sich die klotzigen Holzfüße in dem Boden festgefressen, was aber nicht stimmte. Nach dem zweiten Versuch bewegte sich der Schrank zur Seite.

Walt Temple keuchte. Der Schweiß lief jetzt noch stärker übers Gesicht.

Er lauschte dem Kratzen der Füße und hoffte, daß sie nicht abbrechen würden.

Es ging alles glatt. Er brauchte den Schrank auch nur so weit zur Seite zu schieben, daß er mit ausgestrecktem Arm den Gegenstand erreichen konnte, der für ihn so wichtig war.

Es war gut, daß Temple das Licht eingeschaltet hatte, so drang etwas von der Helligkeit auch in die Nische und zog den Gegenstand, auf den Temple es abgesehen hatte, aus der grauen Finsternis hervor.

Er war so hoch wie ein ausgewachsener Mensch. Er stand auf zwei krummen Füßen, die sich jeweils zu zwei Dreiecken verformten - wie Füße, bei denen die Zehen fehlten. Es war kein Schrank, es war keine Kommode - es war ein Spiegel!

Nicht mehr und nicht weniger.

Nur ein Spiegel ...

Er schaute hinein, er blickte gegen die Fläche, er duckte sich, und er spürte die Furcht.

Diesmal noch tiefer und intensiver. Sie war wie ein böser Hauch, dem er nicht entrinnen konnte. Die Spiegelfläche strahlte ihn aus, um ihn in seine Gewalt zu bekommen.

Temple grinste bissig. »Nein«, flüsterte er, »nicht mehr, mein Freund, nie mehr. Heute werde ich es dir geben. Ich habe lange

genug gelitten. Ich habe meine Angst erlebt, ich will nicht mehr. Aber ich weiß, daß es nur gelingt, wenn ich dich aus dem Haus schaffe.« Er nickte sich selbst zu und erwartete, daß sich diese Bewegung in der Spiegelfläche wiederholte.

Das geschah auch. Nur wieder anders, als er es sich vorgestellt hatte. Dort war zwar eine Gestalt zu erkennen, sie hatte auch Ähnlichkeit mit ihm, aber war er das tatsächlich?

Dieser dunkle Umriß, der schon etwas Geisterhaftes an sich hatte, obwohl er menschlich war?

Temple wunderte sich. Er unterdrückte seine Angst. Er wollte jetzt nicht an gewisse Dinge denken,, die fernab des menschlichen Vorstellungsvermögens lagen, es gab für ihn nur noch eine Alternative.

Der Spiegel mußte weg!

Walt Temple hatte ihn allein hergebracht, er würde ihn auch allein wieder wegschaffen. Der Gegenstand gehörte zu den schweren Standspiegeln, wie sie in den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts Mode gewesen waren. Die rechteckige, aber an den Kanten abgerundete Spiegelfläche war mit einem Holzrahmen versehen. Ein gefälliges Schnitzwerk, das wie Dornenranken aussah, das noch weiter zu wachsen und sich ineinander zu verschlingen schien.

Am Kopfe des Spiegels wanden sich die Ranken, von zwei Seiten herkommend, nach unten und vereinigten sich dann am Grund einer flachen Mulde oder Schale wieder.

Bewußt war für einen bestimmten Gegenstand Platz gelassen worden. Denn aus dem Grund wuchs etwas hervor, das aus der Ferne betrachtet wie ein Klumpen aussah.

Erst beim näheren Hinsehen stellte der Betrachter fest, daß es ein Kopf war.

Allerdings kein menschlicher, sondern der eines Tieres, das wiederum stimmte auch nicht ganz, denn als eindeutig tierisch

konnte der Kopf auch nicht bezeichnet werden.

Es war mehr ein Mittelding zwischen Mensch und Tier. Eine Kreuzung aus Bestie und Mann.

Etwas Wolfshaftes zeichnete den Kopf aus. Eine dicke, klumpige Nase, dünnes Fell auf der Stirn und im Gesicht. Nur angedeutet, aber ein Mensch mit viel Phantasie konnte das schon erkennen.

Das Maul stand halboffen. Als wollte dieser Kopf gerade etwas sagen, um beim ersten Wort in eine Starre zu verfallen. Die Zähne der oberen Reihe wuchsen unregelmäßig, und die Augen glotzten wie starre Holzkugeln.

Dennoch hatten sie etwas an sich, das Temple einen Schauer über den Rücken jagte.

Das Gesicht und die Augen waren für ihn das Zentrum des Grauens. Der böse Blick, das Böse an sich, von hier strahlte es ab, um sich in der Gegend auszubreiten.

Dann schlich es durch die Gassen und ließ sich weder von Mauern noch von Türen aufhalten.

»Nicht mehr lange!« keuchte Walt Temple. »Nicht mehr lange wirst du dein Grauen ausatmen können. Ich werde dich hier herausschaffen und brutal zerschmettern. Du sollst in unzählige Einzelteile zerfallen, du sollst ...« Fast hätte er gegen den Spiegel getreten, im letzten Augenblick zog er seinen Fuß wieder zurück.

Er mußte seine Wut in Grenzen halten, er mußte sich beherrschen und eiskalt vorgehen.

Walt Temple brauchte die Arme nicht einmal ganz auszubreiten, um beide Seiten des Spiegels umfassen zu können. Er hielt sie leicht angewinkelt, umklammerte die Ränder.

So blieb er stehen.

Seine Vorderseite berührte die Spiegelfläche.

Noch einmal Luft holen.

In Gedanken zählen.

Eins - zwei - drei ...

Anheben und ...

Er schrie auf. Er war mehr ein Ächzen, aber auch eine Reaktion der kalten Wut. Trotz der eingesetzten Kraft hatte er nicht geschafft, was er wollte. Der Spiegel hatte sich nicht um einen Millimeter bewegt!

Walt Temple hielt ihn noch immer fest. Er konnte es nicht glauben. Er war in den letzten Wochen auf keinen Fall schwächer geworden. Irgend etwas stimmte da nicht.

Noch einmal.

Wieder setzte er seine ganze Kraft ein. Er feuerte sich selbst mit einem Schrei an. Jetzt mußte es klappen. Er versuchte, den Spiegel zu kanten.

Das gelang ebenfalls nicht.

Der Spiegel rührte sich nicht vom Fleck. Er war schwer wie Eisen oder noch schwerer.

Temple trat zurück. Er beugte sich nach vorn und keuchte heftig. Aus der Tasche holte er ein gemustertes Tuch und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Er ließ es langsam über sein Gesicht nach unten gleiten. Erst allmählich lagen die Augen wieder frei, so daß er auf den Spiegel schauen konnte.

Er stand noch immer so, wie er ihn vorhin angefaßt hatte. Um keinen Millimeter war er verrückt. Er war auch nicht leicht gekantet, er stand einfach da.

Walt Temple brauchte einen Schnaps. Er mußte jetzt einen Schluck haben. Zwei Flaschen Brandy hatte er im Weichholzschränk versteckt. Sie waren durch das Schieben umgekippt und bis in eine Ecke gerollt. Die erste Flasche, nach der er griff, war mit Gin gefüllt. Er entkorkte sie und schüttete das Zeug wie Wasser in sich hinein.

Betrunken wurde er davon nicht, denn er gehörte zu den Leuten, die einen Stiefel vertragen konnten. Er stieß auf, wischte sich über die Lippen und stellte die Flasche ab.

»Du verfluchter Spiegel!« keuchte er das Machwerk an. »Du bist ein Stück aus der Hölle. Man hat dich mir angedreht, aber ich werde dich hier wegschaffen.« Bei jedem Worte stieß er zuckend mit dem Zeigefinger gegen die Fläche. »Und wenn ich es nicht allein schaffe, werde ich eben Hilfe holen.« Er nickte sich selbst im Spiegel zu. Aber zuvor wollte er es noch einmal probieren.

Er schüttelte seine Arme aus, um die Verkrampfung loszuwerden. Sein Gesicht zeigte einen verzerrten und gleichzeitig verbissenen Ausdruck. Seine Augen hatten einen düsteren Glanz bekommen. Er stieß den Kopf vor wie ein Catcher, der seinen Gegner mit einem letzten Angriff auf die Matte werfen wollte.

Dann trat er vor.

Höchstens zwei Schritte waren es bis zum Spiegel.

Einen kam er nur weit.

Dann blieb er so ruckartig stehen, als hätte ihm jemand eine Messerklinge gegen den Hals gedrückt.

Aus dem Spiegel drang ein furchtbares Heulen!

Das war nicht das Heulen von einer Sirene oder einem grellen Kinderspielzeug. Es war vielmehr der schreckliche Schrei einer gequälten Kreatur oder eines Wesens, das in einem Anfall von rasender Wut dieses Geräusch ausgestoßen hatte.

Für Temple jedenfalls war es nicht nachzuvollziehen. Er konnte sich nicht vorstellen, wer dieses Heulen ausgestoßen hatte. Es klang auch nicht menschlich, für ihn war es nichts anderes als eine fürchterliche Botschaft aus der Hölle.

Und - was die Sache für ihn noch schlimmer und unbegreiflicher machte, das Heulen war aus dem Spiegel

gedrungen.

Er lauschte ihm nach.

Es hallte durch sein Geschäft, es warf Echos, als würde es gegen kahle Wände prallen, es schwoll an, es wurde schrill, dann klagend, als läge eine Kreatur im Sterben, es erholte sich wieder, erinnerte plötzlich an ein kaltes Kreischen irgendwelcher metallenen Wesen, die aus einer anderen Sphäre erschienen waren und angriffen.

Es wurde so schlimm, daß der Mann es nicht mehr ertragen konnte und sich die Ohren zuhielt.

Dann war es still.

Er merkte es zunächst nicht. Walt ließ seine Hände sinken und hörte allein sein Keuchen, das ihm ebenfalls so furchtbar und fremd erschien, als würde nicht er es ausstoßen, sondern jemand, der in seinem Körper lebte.

Beide Hände preßte er gegen die Brust.

Sein Herz schlug schneller, schon unregelmäßig. Ein Zeichen, daß sein Innerstes auf Sturm stand.

Er senkte den Kopf.

Der Boden vor ihm hatte sich in ein braunes Meer verwandelt, in dem sich die Bohlen auf- und abbewegten. Er hatte den Eindruck zu schwimmen, deshalb breitete er die Arme aus, fand auch Halt, aber das Schwingen hörte nicht auf.

In diesem Moment gelang es ihm tatsächlich, sich zur Ruhe zu zwingen. Was nicht einfach war. Er dachte kurzerhand an andere Dinge, an seinen Bruder, seine verstorbenen Eltern, aber auch an einen Urlaub, den er in Kanada verbracht hatte. Da gehörte nichts zusammen, aber das sollte es auch nicht. Es reichte ihm, wenn er sich durch nichts ablenken ließ. Dabei bewegte er kauend den Mund, ohne etwas zu essen, und er hämmerte sich immer wieder ein, daß dieser Schrei gar nicht gewesen war, daß er ihn sich nur eingebildet hatte oder er ihn

selbst ausgestoßen hatte - oder das Fremde, das er in sich gespürt hatte.

Das war leicht zu erklären, wenn er sich sein Spiegelbild betrachtete. Das Licht reichte nicht ganz bis an die Fläche heran, es verschwamm kurz davor, aber es erhellte den Spiegel noch so weit, daß er sich darin erkennen konnte.

Sich selbst? Oder sah er darin einen anderen? Gab der Spiegel überhaupt sein Konterfei zurück?

Walt war unsicher geworden. Wieder kroch Kälte über seinen Rücken und setzte sich in Höhe des Nackens wie kleine Eiskörner fest. Temple starrte nach vorn.

Langsam hob er seinen linken Arm. Die Gestalt im Spiegel reagierte ebenfalls und hob den Arm an.

Also weiter.

Die Hand zur Faust ballen.

Auch das tat sein Spiegelbild.

Dann noch mehr. Die Faust vorstrecken, sie wieder öffnen und die Hand gegen die Spiegelfläche legen.

Alles war normal. Die andere Hand kam ihm entgegen, sie öffnete sich auch.

Verdammt noch mal, weshalb glaubte er dann, daß sich im Spiegel ein anderer befand? Das war doch Irrsinn, eine Halluzination.

Das konnte er nicht begreifen.

Jetzt bewegte er seinen Kopf.

Den Arm ließ er dabei ausgestreckt, auch den Kontakt mit der Spiegelfläche löste er nicht.

Nahe, noch näher ...

Das Gesicht, sein Gesicht, dazu das andere. Es war alles so rätselhaft, so anders.

Das Erschrecken traf ihn wie ein Glutstoß!

Auf einmal wußte er, woran es lag. Und es war so schlimm, daß er einen Schrei nicht unterdrücken konnte.

Es war der Kopf, das Gesicht, also beides zusammen. Es gehörte nicht ihm, verdammt, das konnte doch nicht sein, wo doch die Körper identisch waren.

Aber nicht der Kopf.

Er gehörte einem anderen!

Sein Spiegelbild mit einem fremden Kopf!

Wieder spürte er den scharfen Stich, als hätte ihm jemand eine glühende Lanze in den Leib gestoßen. Walt Temple hielt den Mund offen. Im linken Winkel rann Speichel über seine Unterlippe und hinterließ einen glänzenden Streifen. Hinter seiner Stirn hämmerte es. Da zuckten Gedanken wie Feuerzungen in sein Hirn, explodierten dort, als wollten sie die Schädeldecke wegsprengen.

War das die Hölle? Hatte sie sich auf diese furchtbare Art und Weise gezeigt? Wollte ihn der Teufel auslachen, sich über ihn, den Menschen, lustig machen?

Walt Temple wußte nicht mehr, was er denken sollte. Er traute sich nicht, in den Spiegel zu schauen. Er wollte es einfach nicht sehen, aber da war der Zwang, der ihn dazu drängte, den Kopf anzuheben und wieder auf die Stelle zu starren, wo sich sein Gesicht - nein, das des Fremden - abzeichnen mußte.

Es war eine Fratze, so bleich wie das Abbild des Todes. Das Spiegelbild einer Leiche.

Und doch war es ihm nicht fremd. So sehr ihn die Furcht in den Klauen hielt, allmählich ordneten sich seine Gedanken, und er sah die Dinge klarer.

Da war etwas, das sich nicht wegdiskutieren ließ. Etwas Bekanntes, auch wenn er es nicht wahrhaben wollte.

Das Gesicht kannte er.

So fremd war es ihm nicht. Die Gedanken schossen wie Blitze

durch seinen Kopf.

Er wußte Bescheid!

Das Gesicht der Gestalt war mit dem identisch, das sich von der Umrandung auf der oberen Spiegelhälfte abhob.

Nein, es gab keinen Unterschied.

In diesem Augenblick wußte Walt Temple, daß ihn das Böse in den Klauen hielt. All seine Bemühungen hatten nicht gefruchtet, sein Sinnen und Trachten nach Sicherheit waren nicht mehr als Schläge ins Wasser gewesen. Er war der Verlierer, er hatte den kürzeren gezogen, und dieses Wissen war einfach schlimm.

Er senkte den Kopf. Er stand zwar mit den Füßen fest auf dem Boden, dennoch fühlten sich seine Beine an wie Gummibäume, die immer weiter nachgaben.

Glücklicherweise stand der Schrank in der Nähe. Dort konnte er sich abstützen. Es war zu spät, alles war zu spät. Er hätte es sich früher überlegen sollen, doch das Böse hatte es geschafft, sich bei ihm einzunisten.

Es würde sich nicht mehr verdrängen lassen.

Er hatte verloren - verloren ...

Wild schüttelte er den Kopf. Walt spürte das Brennen in seinen Augen. Feuerzungen schienen seine Augäpfel nach vorn zu schieben, in seiner Kehle spürte er ein würgendes Gefühl. Es lag dort wie ein kalter, kleberiger Schwamm.

Temple schaute hoch.

Auch die Gestalt im Spiegel machte diese Bewegung mit. Für ihn lief alles so schrecklich und unbegreifbar parallel ab, aber es war trotzdem anders.

Gefahr!

Und diesmal verdammt direkt. Unmittelbar vor ihm genau aus dem Spiegel.

Temples Augen nahmen einen glasigen Ausdruck an.

Die Furcht wollte seine Seele sprengen, der Spiegel erweiterte sich und veränderte sich gleichzeitig zu einem Tunnel.

Weit und tief drang er ein in die Unendlichkeit.

Ruckartig breitete Walt Temple die Arme aus. Fremde Kräfte zerrten an ihm, aber in der Spiegelfläche zeichnete sich noch etwas anderes ab.

Es war nur das Gesicht.

Halb Mensch, halb Wolf. Abermals mit geöffnetem Maul, als wollte es Walt davon überzeugen, daß all seine schützenden Banner vergebens gewesen waren. Das Böse fand immer seinen Weg, wenn jemand sich einmal auf seine Seite gestellt hatte.

Und jetzt holte es seinen Diener zurück.

Schrecklich bleich war das Gesicht des Händlers geworden, und gleichzeitig hatte es einen bläulichen Schimmer angenommen.

Auch Walt hielt den Mund offen.

Schaurig sah sein Spiegelbild aus, und es nahm an Schaurigkeit noch zu, als aus seinem linken Nasenloch ein dünner Faden von etwas Sirupartigem und Rotem hervorsickerte.

Blut ...

Nur der Anfang, denn plötzlich strömte es aus seinen Poren, aus den Öffnungen, und er spürte eine innerliche fremde Kraft, die er zuvor noch nie erlebt hatte.

Sie war so schlimm, daß er schrie, ohne es zu merken. Er sah nur das Blut. In einer gewaltigen Woge stürzte er auf die Spiegelfläche zu und schien im Maul der Bestie zu versinken.

Das sah Walt Temple nicht mehr.

Er lag bereits tot auf dem Boden.

Und der Spiegel bewegte sich dabei, als wolle er sich vor

Lachen schütteln.

»Es tut mir ja leid, Mr. Sinclair, daß ich Sie vor Weihnachten noch so auf Trab gebracht habe, aber ich wußte mir keinen anderen Rat mehr.« Ray Ralston, der Kollege aus Bristol, schaute mich beinahe um Vergebung heischend ah.

Ich winkte locker ab. »Macht nichts. In unserem Job ist man Kummer gewohnt.«

Er atmete auf und seufzte zugleich. »Toll, daß Sie es so sehen, Mr. Sinclair.«

»Sagen Sie John, bitte.«

»Dann bin ich für Sie Ray.«

»Gut. Ray.« Ich schaute ihn an. Ralston trug eine dunkle Hornbrille, die im krassen Gegensatz zu seinen blonden Haaren stand. Er hatte einen scharfgeschnittenen Mund und Pausbacken. Irgendwie sah er aus wie ein großer Junge, den jemand in einen zu klein gewordenen grauen Winteranzug gesteckt hatte. Sein Hemd war grün. Es stand am Hals offen.

Geärgert hatte ich mich schon. Drei Tage vor Weihnachten aus London wegzufahren war auch nicht das Wahre. Nicht, daß ich besonders sentimental gewesen wäre, aber über die Tage hatte ich doch meine Ruhe haben wollen.

Ausspannen, vergessen, die langen, harten Tage des vergangenen Jahres noch einmal Revue passieren lassen, alles aus der Distanz sehen, obwohl sich die neuen Probleme wieder haushoch türmen würden, das stand leider fest.

Dafür würde allein Mallmann alias Dracula II sorgen. Cigam, das Kunstgeschöpf des Teufels, würde auch keine Ruhe geben, und es war ein neues Kapitel zwischen Avalon, dem Dunklen Gral, den Templern und wahrscheinlich auch Atlantis aufgeschlagen worden.* Da rollte etwas auf uns zu, wobei ich

* Siehe Sinclair-Taschenbuch Band 73.134: Flucht nach Avalom

über dieses *uns* besonders froh war, denn Suko hatte seinen wochenlangen Schrecken hinter sich. Er war wieder der alte geworden, aber nicht mit nach Bristol gefahren, weil Sir James, unser Chef, gemeint hatte, daß einer ausreichte.

»Träumen Sie, John?«

Ralstons Stimme riß mich aus meinen Gedanken. Über meine Lippen huschte ein schmales Lächeln. »Nein, das nicht. Ich habe nur gerade an etwas gedacht.«

»Es war wohl nicht angenehm, wie?«

Ich hob die Schultern. »Was ist das schon in unserem Job?«

»Richtig.« Er drehte sich auf seinem Stuhl und griff in die Ablage. Dort lag ein blauer Schnellhefter, den er anhob und vor sich hinlegte. Er schlug ihn noch nicht auf, sondern schaute mich an. »Das hier ist der Grund, weshalb ich Sie gebeten habe, nach Bristol zu kommen.«

»Bitte.«

Er öffnete den Hefter. »Es ist hart, John, verdammt hart, was ich Ihnen jetzt zeigen werde.«

»Keine Sorge, ich bin Kummer gewöhnt.«

Er akzeptierte es nur mit einem Stirnrunzeln, und ich mußte ihm verdammt recht geben. Es war hart, es war sogar superhart, was er mir da an Fotos zeigte.

»Uns ist es übel geworden«, flüsterte Ray Ralston über den Schreibtisch hinweg.

Ich nickte nur.

Nein, mir wurde es nicht übel. Es waren ja nur Fotos. Sie konnten die Atmosphäre nicht wiedergeben, die in dem Mordzimmer geherrscht hatte, wo jemand gestorben war.

Nein, gestorben war nicht das richtige Wort. Ich fand einen anderen Ausdruck. Regelrecht vernichtet, auf schlimmste Art und Weise umgebracht. Man hatte diesen Menschen zer ... na ja, lassen wir das.

Etwas kratzte in meiner Kehle. Ich war etwas bleich geworden. Auf meiner Stirn lagen Schweißperlen.

»Ich hole Ihnen etwas zu trinken, John.« Ray stand auf und kehrte mit einer Flasche Whisky zurück. »Ungeschehen können wir das nicht machen, aber manchmal hilft ein Schluck.«

»Danke.«

Ich ließ den Whisky in meine Kehle rinnen, und ich leerte das Glas mit einem einzigen Zug.

»Noch einen?«

»Nein.«

Ray setzte sich wieder und nickte. »Nun, John, deshalb habe ich Hilfe angefordert.«

Ich schaute an ihm vorbei durch das Fenster. Ein grauer Wintertag lag über Bristol. Das Polizeigebäude befand sich nicht weit vom Hafen entfernt, so fiel mein Blick auf zahlreiche Kräne, die aussahen wie skelettierte Arme und die graue winterliche Atmosphäre noch trister wirken ließen.

Ich legte die Stirn in Falten. »Nur wegen dieser Tat, Ray?«

»Nein, natürlich nicht. Das ist unsere Sache. Es sind halt die Umstände, die für mich eigentlich Vorrang haben.«

»Welche genau?«

»Das werde ich Ihnen noch zeigen.«

»Gut, wer aber war der Mann? Sie haben vorhin Andeutungen gemacht, was mir natürlich zu wenig war.«

»Sicher, John. Hören Sie zu.« Er räusperte sich und rückte seine Brille zurecht. »Der Tote heißt Walt Temple und war ein im Hafengebiet bekannter Trödelhändler, obgleich er sich als Antiquitätenkaufmann bezeichnete. Das spielt keine Rolle. Wie schon erwähnt, er war sehr bekannt, hatte seine Kundschaft und verkaufte oft die Souvenirs, die ihm die Matrosen aus fernen Länder mitbrachten. Ob er nebenbei auch als Hehler tätig gewesen ist, kann ich nicht sagen, jedenfalls wurde er grausam

ermordet und das ist es, was mich nicht schlafen läßt. Jeder Mensch hat Feinde, John. Sie - ich, da gibt es keine Diskussion. Aber ich traue keinem meiner Feinde zu, daß er mich auf diese Art und Weise tötet. Ist das bei Ihnen anders?«

Meinem Gefühl nach zu urteilen, hatte er die letzte Frage bewußt so lauernd gestellt. Ich enttäuschte ihn auch nicht, nickte und sagte: »Ja, das kann ich mir vorstellen.«

Ein triumphierendes Lächeln huschte über die Lippen meines Kollegen.

»Das habe ich mir gedacht.«

»Schön, und weiter?«

»Sie, John«, er beugte sich vor und senkte seine Stimme, »haben es mit Gegnern oder Feinden zu tun, die oft aus ganz anderen Welten stammen. Die eben so grausam sind, weil sie nicht zu den Menschen gehören. Liege ich da richtig?«

»Könnte schon sein.«

»Jetzt wissen Sie auch, auf was ich hinaus will.«

Er überließ mir die Antwort. »Natürlich. Sie gehen davon aus, daß dieser Walt Temple von einem nicht menschlichen Wesen umgebracht wurde. Oder liege ich da falsch?«

»Nein, das liegen Sie nicht.«

»Weiter ...«

»Ich rechne sogar damit, daß es ein Dämon war. Ein Geist, eine Bestie, die irgendwo in dem Viertel lauert, in dem Temple seinen Laden gehabt hat. Davon gehe ich einfach aus, John.«

»Einfach so?«

»Nein.«

»Was macht Sie dann so sicher, dies zu behaupten?«

Er holte durch die Nase Luft. »Das kann ich Ihnen genau zeigen, wenn wir dort sind.«

»Sie wollen mit mir zum Geschäft fahren?«

»Ja, und das nicht nur zum Spaß. Es hat schon seine Gründe, John! Sie werden sehen.«

»Wollen Sie mir keinen Tip geben?«

»Das kann ich nicht. Ich habe meine Gründe. Sie sollen sich ein eigenes Bild davon machen können.«

»Bitte, wann fahren wir?«

»Sofort.«

Ich stand auf.

Es war besser, als in diesem Büro herumzusitzen, in dem es viel zu warm war. Der hohe Heizkörper strahlte diese Hitze ab, als wollte er eine Meisterschaft gewinnen.

Ein Paternoster schaffte uns nach unten in die ehrwürdige alte Halle aus der Jugendstilzeit. Ich war mit meinem Rover gekommen und wollte auch mit ihm fahren.

Der Kollege zeigte sich einverstanden. Wir rollten über den grau wirkenden Hof der Ausfahrt entgegen.

Es war kalt geworden. Die Temperaturen schwankten um den Gefrierpunkt. Wenn es jetzt anfang zu regnen, würden die Wassertropfen zu Schneekristallen gefrieren.

Weit war es nicht.

Wir rollten durch eine nicht eben vorzeigbare Hafengegend. Aber in diesen Städten sah es wohl überall in der Welt gleich aus. Trist, manchmal vermodert, verfallen, mit dem typischen Geruch von Meer und abgestandenem Wasser.

Wir gerieten an einem Fischmarkt in einen Verkehrsstau, hatten Mühe, uns einen Weg zu bahnen, weil Kunden und Händler ihre Waren ausgerechnet über die einzige Straße schleppen mußten.

Ray Ralston qualmte eine Zigarette. Er hatte sie selbstgedreht, und der Rauch biß in meine Augen. Mein Kollege fluchte, hupte, ignorierte dabei Drohgebärden, und ich wollte wissen, ob es denn keinen anderen Weg gäbe.

»Leider nein, fahren Sie geradeaus.«

Irgendwann ging es weiter. Den großen Komplex der Lagerhallen ließen wir links liegen, aber die Häuser, die nun vor uns lagen, waren kaum weniger hoch.

Alte Gebäude, regelrechte Mietskasernen, so daß die Gassen zwischen ihnen wie Schluchten wirkten.

Breit waren sie nicht. Das Pflaster bestand aus Kopfsteinen, zeigte an manchen Stellen Löcher. Meinem Rover wurde so einiges abgefordert.

Die Gegend lebte. Es gab Läden, Kneipen, Schnellimbisse. Hier wurde Trödel ebenso verkauft wie gebrauchte Kleidung. Aus den offenen Türen der Fischbuden quoll oft dichter Rauch und brachte den Geruch von ranzigem Öl mit.

Ray Ralston bewies, daß er Humor hatte. »Kriegen Sie keinen Hunger, John?«

Ich würgte leicht.

»Der Kommentar reicht.« Er lachte.

»Wohin jetzt?«

»Nehmen Sie die nächste Straße links.«

»Straße ist gut.«

»Ja, es sind Gassen, mehr nicht. Aber das ist alles historisch gewachsen.«

»Und wer lebt hier, Ray?«

Ralston drückte seine Zigarette im Ascher aus. »Wer soll hier schon leben?« Er räusperte sich. »Das sind oft arme Schweine, die von der Stadtverwaltung vergessen worden sind. Ein Querschnitt der Bevölkerung, aber aus der unteren Hälfte. Gauner und Nutten sind natürlich auch dabei, aber die finden Sie auch in bevorzugten Lagen. Wir sind hier in Bristol und nicht in Bel Air von Los Angeles.«

»Klar. Aber Sie würden keinem aus dieser Gegend einen

derartig brutalen Mord zutrauen.«

»Das ist es.«

»Dann bleiben Sie auch bei Ihrer Theorie?«

Ralston nickte heftig. »Da müssen andere Kräfte dran gedreht haben: Ich habe hin und her überlegt, aber ich bin zu keinem Ergebnis gelangt. Ich traue mir auch nicht zu, über die normalen Grenzen hinauszudenken. Da wir Vollmond haben, habe ich sogar an einen Vampir gedacht, aber Vampire beißen und zerstückeln nicht.«

»Das stimmt. Was sagen denn die Zeugen?«

»Nichts. Oder so gut wie nichts.«

»Also doch ...«

»Biegen Sie ab, John.«

Das tat ich auch. Es war die Gasse, in der Walt Temple sein Geschäft hatte. Sie sah aus wie alle anderen. Umgeben von hohen Fassaden der grauen Häuser schien sie regelrecht unter der Last erdrückt zu werden. Die alten Straßenlaternen standen auf den schmalen Gehsteigen wie stumme Zeugen einer anderen Zeit.

»Das Geschäft liegt auf der linken Seite. Sie werden es gleich sehen können, John.«

»Verstanden. Aber wie war das mit den Zeugen?«

»Ach so, ja.« Er räusperte sich und strich über sein Kinn.
»Gesehen haben sie nichts.«

»Sondern?«

»Gehört.«

Da war mir neu. »Schreie des Opfers?«

»Nein, etwas anderes. Ein unheimlich klingendes Heulen. Als wäre ein Tier dabei, den Mond anzuschreien. Jetzt müssen Sie anhalten, John. Hier ist es.«

Parkraum gab es genügend. Ich ließ den Rover ausrollen und

dachte über die Antwort des Kollegen nach.

Das Heulen ging mir nicht aus dem Sinn. Wenn es von mehreren Menschen gehört worden war, konnte es sich nicht um eine Einbildung handeln. Aber wer heulte so schrecklich und langgezogen? Ein Mensch sicherlich nicht. Ein Hund, eine Katze oder ...

Ich dachte einen Schritt weiter. Jeder normale Mensch hätte sich mit einem Tier zufrieden gegeben, aber nicht ich. Dazu waren meine Erfahrungen einfach zu weit gesteckt.

Bestien, Dämonen, Geister, schreckliche Wesen aus den Schattenwelten, sie alle konnten dieses Heulen ausgestoßen haben. Hinzu kam, daß wir Vollmond hatten, und gerade diese runde Scheibe strahlte ein Licht ab, daß auf gewisse Kreaturen eine magische Anziehungskraft ausübte. Vampire, Werwölfe ...

Dabei blieb mein Gedanke hängen. Das Heulen, mitten in der Nacht. Langgezogen und schaurig, dann dieses Opfer, das deutete eigentlich nur auf einen Werwolf hin.

»He, John, was ist los?« Ray Ralston lachte und wunderte sich über mein Gesicht, als ich ausstieg.

»Ich denke nach.«

»Und worüber?«

»Später, Ray.« Ich schaute mich um.

Unsere Ankunft war beobachtet worden. Diejenigen Typen, die sich uns vorsichtig näherten, sahen nicht gerade vertrauenerweckend aus. Da war vom Punker bis zum Penner alles vertreten.

»He, Bulle, wieder zurück?«

Ein gorillaähnlicher Typ sprach Ralston an. Er trug nur Unterhemd und Hose. Dafür steckten seine Füße in Schnürstiefeln.

»Ja, wie ihr seht«, erwiderte Ralston.

»Hast du das Schwein denn gefunden?«

»Noch nicht.

»Dann kümmert euch mal darum. Meine Alte will friedlich Weihnachten feiern und keine Angst davor haben, daß ihr unter dem Tannenbaum jemand die Kehle durchschneidet.«

Die anderen lachten. Ray und ich enthielten uns einer Reaktion. Für uns war es nicht lustig.

Der Laden hatte auch ein Schaufenster. Die Scheibe war allerdings so schmutzig, daß man kaum hindurchschauen konnte. Die darin ausgestellten Gegenstände waren mehr zu ahnen als zu sehen.

Die Haustür war offen. Ray ging vor und blieb in dem engen, muffig riechenden Flur stehen. Er schaute mich an, knetete dabei sein Kinn und deutete mit der einen Hand nach rechts. »Da hat der Tote gewohnt. Aber hier«, er drehte sich um und zeigte auf die andere Tür, »ist es passiert. In seinem Laden.«

»Gut. Wo sollen wir hin?«

»Ich hatte an die Wohnung gedacht.«

»Na ja, Sie werden Ihre Gründe haben.«

Ralston nickte heftig. »Und ob ich die habe, John, und ob.«

»Aber gefunden wurde er in seinem Laden.«

»Ja, vor einem Spiegel.«

»Den sehen wir uns später an?«

»Genau.«

Mit einem Nachschlüssel öffnete der Kollege die Wohnungstür des Toten. Als er die Tür aufstieß, wehte uns ein alter, abgestandener Geruch entgegen.

Wir landeten in einer kleinen Küche, in der die einzig modernen Gegenstände der Fernseher und ein Video-Recorder waren. Ansonsten konnte die Einrichtung gut als Trödel durchgehen.

Eine weitere Tür führte in das Nebenzimmer. Ralston öffnete

sie, stieß sie aber noch nicht auf, sondern drehte sich zu mir um. »Vor allem deshalb habe ich Sie kommen lassen.« Er machte es spannend, drückte die Tür nach innen und schaltete gleichzeitig das Licht an.

»Treten Sie näher, John.«

Ich tat ihm den Gefallen. Er ging zur Seite, gab mir den Blick frei, und ich blieb auf der Türschwelle stehen und war tatsächlich mehr als perplex.

Was ich da sah, verschlug mir einfach die Sprache!

Es war ein völlig normales Zimmer, wenn man von der Einrichtung ausging. Ein Schrank, ein Tisch, Stühle, ein Bett, eine alte Lampe mit fünf Armen an der Decke.

So weit, so gut.

Dann aber folgte der Hammer.

Kreuze, nichts als Kreuze!

Sie waren überall. Sie hingen an den Wänden, sie standen auf den Fensterbänken, eines baumelte vor dem Fenster. Sie waren aus Holz, aus Metall, aus Wachs, und sie hatten die unterschiedlichsten Formen. Vom normalen Kreuz über das T-Kreuz der Templer bis zum Kleeblatt der Rosenkreuzler und dem Kreuz der orthodoxen Kirche war alles vorhanden. Eine tolle, aber irrsinnige Sammlung.

Ich ging tiefer in das Zimmer. Ralston sagte nichts, er ließ mich in Ruhe schauen. Und ich nahm mir die Zeit, um die Kreuze zu begutachten.

Ich strich an den Wänden entlang wie ein Kater, ich berührte das eine oder andere Kreuz, hob es an, ließ es wieder an seinen Platz zurückgleiten und konnte nur die Schultern heben.

»Was sagen Sie, John?«

»Tja, was soll ich sagen?« murmelte ich und begutachtete ein Kreuz, das aussah wie ein Dolch, weil der senkrechte Balken spitz zulief. »War dieser Walt Temple ein gläubiger Mensch?«

»Soviel ich weiß, war er das nicht. Jedenfalls habe ich darüber nichts gehört.«

»Die Zeugen, meinen Sie?«

»So ist es.«

»Warum dann diese Kreuze?« fragte ich und deutete mit beiden Armen in die Runde.

»Das frage ich mich auch, John!« Er grinste etwas hinterhältig. »Deshalb habe ich Sie ja informiert.«

Ich lachte. »Wegen der Kreuze, Ray?«

»Ja, ich habe das Gefühl - natürlich kann ich mich auch irren -, daß sie mit dieser Tat zusammenhängen. Verstehen Sie das, John? Die Kreuze und die Tat, die ...«

»Nein, nein, das glaube ich nicht.«

»Was haben Sie denn für eine Meinung?«

Ich wanderte durch den Raum, der länger als breit war. »Wer diese Kreuze aufhängt oder aufstellt, der hat einen Grund. Der tut das nicht zum Spaß.«

»Sondern?«

»Er will sich vor etwas schützen, Ray.« Ich zeigte auf verschiedene Kreuze. »Sogar vor dem Fenster hängt eines. Überlegen Sie mal! Diese Kreuze sind nicht nur einfach Kreuze, ich sehe sie mehr als Banner an. Walt Temple wird versucht haben, einen Feind davon abzuhalten, diesen Raum zu betreten.«

»Wen denn?«

»Den Feind, der ihn umgebracht hat. Mit anderen Worten, er hat es nicht geschafft.«

»Der Killer war schneller.«

»Richtig, Ray, aber er hat ihn nicht hier in seinem Zimmer erwischt, sondern im Geschäft.«

»Weil er hier nicht hinkonnte, denn die Kreuze haben ihn gebannt. Liege ich da richtig?«

»Im Prinzip schon. Es fragt sich natürlich, wen oder was die Kreuze haben bannen sollen.«

Ray Ralston hob die Schultern. »Seinen Mörder natürlich. Oder liege ich da falsch?«

»Nein. Aber er hat einen Fehler begangen. Er hätte die Kreuze auch in seinen Laden hängen sollen.«

»Das wäre zu auffällig gewesen.«

»Lieber auffallen, als so zu enden wie Temple.«

»Stimmt auch.«

»Sie haben nichts verändert, Ray?«

»Nein, John. Was Sie hier sehen, das habe ich ebenfalls vorgefunden!« Er schüttelte den Kopf. »Sie glauben gar nicht, wie überrascht ich gewesen bin. Ich stand da wie der berühmte Ochse vor dem Berg. Ich wußte weder ein noch aus. Ich habe hin und her überlegt. Ich habe einen Geistlichen befragt, der nur mit den Schultern gezuckt hat, und ich hatte immer diesen fürchterlich zugerichteten Toten vor Augen. Je länger ich über den Fall nachdachte, um so starker wurde in mir der Verdacht, daß hier einiges nicht mit rechten Dingen zugegangen war. Und dann kam mir die Idee, Sie einzuschalten, John. Die zahlreichen Kreuze haben eigentlich den Ausschlag gegeben.«

Ich lächelte. »Der Gedanke war nicht schlecht.«

»Danke.« Er setzte sich auf einen Stuhl. »Nur würde mich interessieren, wie es weitergeht. Haben Sie schon eine Idee?« Er nickte zu den verschiedenen Kreuzen hin. »Ist Ihnen hier schon etwas eingefallen?«

»Nein.«

»Schade.«

»Werfen Sie die Flinte nicht so schnell ins Korn, Ray. Wir stehen erst am Anfang.«

Ralston legte seine Hand auf den Bauch. »John, dieser verdammte Fall liegt wie Blei in meinem Magen. Ich bin jetzt

schon einige Jahre in diesem Job, aber so etwas habe ich noch nie erlebt. Darauf können Sie einen Giftbecher leeren.«

»Lieber nicht. Aber lassen wir das. Das hier ist ja nur ein Teil seines Reichs.«

»Der Laden ist gegenüber.«

Ich ging zur Tür. »All right, schauen wir ihn uns aus der Nähe an. Ich möchte vor allen Dingen den Platz genauer unter die Lupe nehmen, an dem er gefunden wurde.«

»Das können Sie.«

Wir verließen die Wohnung. An der Haustür, die nicht zugefallen war, standen die Gaffer. Sie zogen sich zurück, als sie uns sahen. Der Kollege schloß die Tür des Ladens auf und ging als erster hinein.

Meine Güte, das war vielleicht ein Geschäft. Wo man hinschaute, Trödel und Krempel. Da konnte kein normal gewachsener Mensch aufrecht stehen, ohne mit dem Kopf irgendwo anzuschlagen. Was dieser Walt Temple im Laufe der Jahre zusammengetragen hatte, war unwahrscheinlich. Der Laden war ein wahres Paradies für Staub und Staubläuse.

Ray Ralston ging vor. Auch er mußte sich ducken, sonst hätte er sich einige Beulen geholt. Er führte mich in den Hintergrund des Ladens, der doch größer war, als ich gedacht hatte.

Masken glotzten mich an. Fetische sahen aus wie bizarre Staubwedel.

Alte Töpfe und Pfannen hingen dicht beisammen. Wurden sie von einem Windzug bewegt, klapperten sie gegeneinander.

Ray hatte sich umgedreht. Er winkte mir. »Kommen Sie, wir müssen noch weiter.«

»Wer hat den Toten eigentlich gefunden?« wollte ich wissen.

»Sein Bruder Eric.«

»Zufall?«

»Ja und nein. Er wollte Temple zum Geburtstag gratulieren.«

»Das ist eine verdammte Sache.«

»Kann man wohl sagen.«

»Wie geht es diesem Bruder jetzt?«

»Keine Ahnung, ob er sich von dem Schock erholt hat. Ich nehme es allerdings an.«

»Was macht er beruflich?«

»Er leitet eine Kantine und ist dort der Oberkoch. Mit Trödel hatte er nichts am Hut.«

Ich tauchte unter den Maschen eines alten Fischernetzes hinweg und sah, wie Ralston links neben einem kompakten Schatten verschwand. Der Schatten entpuppte sich als Schrank. Er stand so schief im Raum, daß ich einfach annehmen mußte, daß ihn jemand in diese Lage gerückt hatte. Danach fragte ich Ralston.

Der gab mir keine Antwort und sagte nur: »Hier genau ist es passiert, John.«

»Moment noch! Was ist mit dem Schrank? Der steht so, als hätte er eigentlich anders stehen müssen.«

»Stimmt. Er hat eine Nische verdeckt.«

»Und warum?«

»Kommen Sie näher, dann sehen sie es selbst.« Ich duckte mich und blieb nach einem langen Schritt neben Ralston stehen. Mit der rechten Hand deutete er nach vorn und wies auf einen alttümlichen Standspiegel, dessen blanke Fläche von einem Schnitzwerk aus Holz umrahmt wurde, das für mich die Form von Blumen, Pflanzenstengeln und Dornen hatte, die allesamt ineinander verwoben waren. Obwohl es ziemlich düster war, konnte ich dem Erbauer des Spiegels meine Achtung nicht versagen, denn was er geschaffen hatte, war ein Kunstwerk, viel zu wertvoll für einen alten Laden wie diesen hier.

»Das ist der Ort«, sagte Ray Ralston nicht ohne einen

Schauder in der Stimme.

Ich nickte einige Male. Dann schaute ich zu Boden. Die Beleuchtung war schlecht, der Lichtschein huschte wie ein Hauch über die Bohlen hinweg. Trotzdem waren noch die dunklen Flecke zu sehen, die sich auf dem Holz abzeichneten.

»Wir haben das Blut nicht ganz abwischen können«, sagte der Inspektor und hob die Schultern.

»Warum dieser Spiegel?« murmelte ich.

»Ich weiß es nicht.«

»Mir ist es hier zu dunkel, Ray ...«

»Sony, heller wird es nicht.«

»Ich habe eine Lampe.« Mit der rechten Hand holte ich die kleine, aber lichtstarke Leuchte hervor.

Ralston trat etwas zurück. Er nieste. Der Staub hing hier wirklich in der Luft wie ein Tuch. Ich sah ihn auch im Strahl der Leuchte tanzen und glitzern.

Ich ließ den Strahl wandern. Er traf genau die Spiegelfläche. Sie warf blitzende kleine Reflexe, punktuell genau verteilt. Meiner Ansicht nach mußte der Spiegel ziemlich alt sein. Für sein Alter allerdings war die Fläche noch sehr gut erhalten. Sie zeigte nur an den Seiten leichte braune Flecken, ansonsten war die Fläche glatt und auch sauber.

Es war ein normaler Spiegel, okay, das nahm ich alles hin. Dennoch war er anders. Irgend etwas gefiel mir an ihm nicht. Ich wußte nur nicht, was es war. Ich hatte es vorhin schon gesehen, doch es war mir wieder aus den Gedanken entglitten.

Der Strahl wanderte weiter. Ich maß mit ihm die gesamte Spiegelfläche ab, ich ließ ihn auch in die Höhe gleiten und erreichte den oberen Rand des Spiegels und damit die Holzumrandung. In der Mitte entdeckte ich die flache Einkerbung, die einer Mulde glich. Allerdings war sie nicht leer, sondern wurde von einem geschnitzten Kopf ausgefüllt.

Ich leuchtete ihn an.

Eine graubraune Haut, ein Maul, Augen wie Kugeln und ein Holz, das so bearbeitet war, als sollte es einen Pelz darstellen.

Pelz oder Fell ...

Die hohe Stirn, die breite Nase, ein Gesicht, das nicht rein menschlich war, aber auch nicht rein tierisch, sondern ein Mittelding zwischen beidem.

Ein eisiger Schauer jagte über meinen Rücken. Ich stand da, ohne mich zu bewegen. Nur in meinem Magen schienen sich dünne Aale zu winden, die sich zu einem zuckenden Klumpen zusammenfanden.

Dieses Gesicht kannte ich, es war für mich ein Zerrbild des Schreckens. Es gehörte einer Person, die ich kannte.

Ich hatte sie vor einiger Zeit als Herrn der Schattenburg kennengelernt.

Das Gesicht gehörte Semerias, dem ersten Werwolf in Atlantis!

Das war ein Schlag, den ich nicht so leicht verdaute, und auch Ray Ralston merkte es.

»John, was haben Sie? Was ist los?« Ich gab ihm keine Antwort.

Ich mußte einfach mit meinen Gedanken allein sein, denn jetzt wußte ich, vor wem Walt Temple so schreckliche Angst gehabt und weshalb er versucht hatte, sich durch zahlreiche Kreuze zu schützen.

Vor Semerias! Dieser Bestie, die einst in einer Münze gefangen gewesen und durch einen fürchterlichen Zauber zum Leben erweckt worden war. Kara, die Schöne aus dem Totenreich, hatte ihn damals in Atlantis verbannt. Suko und ich hatten ihn zwar stellen, aber nicht vernichten können. Innerhalb seiner Schattenburg war er unbesiegbar gewesen. Zwar war diese Schattenburg damals zerstört worden, aber ihr Herr und

Meister leider nicht. Er war noch da, er war zurückgekehrt, denn der Mord bewies es.*

Und ich sah ihn oberhalb der Spiegelkante in diesem hölzernen, beinahe filigranen Geflecht. Dieser Spiegel und Semerias mußten in einem unmittelbaren Zusammenhang miteinander stehen. Für mich gab es keinen Zweifel, daß da eine Verbindung existierte. Nur fragte ich mich, welche es war. Möglicherweise hatte ich mit diesem Spiegel einen Weg gefunden, der zu ihm führte.

Der Gedanke daran ließ mich nicht eben fröhlicher werden. Ich kannte schließlich die Grausamkeit dieses Dämons gut genug.

Ray Ralston tippte mich an und entriß mich dem Karussell der Gedanken. Ich drehte mich langsam um.

»He, John, was ist mit Ihnen?« Er schüttelte den Kopf. »Sie sehen aus, als hätten Sie den Schock Ihres Lebens erlitten, ehrlich.«

Ich hob die Schultern. »Kann ich nicht sagen, Ray, aber ein Schock war es schon.«

Er wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Einige Male schüttelte er den Kopf. »War es der Spiegel?«

»Ja und nein.« Ich zeichnete ihn mit den Händen nach. In der Höhe führte ich die Finger zusammen. »Sehen Sie sich dieses geschnitzte Gesicht an, Ray! Schauen Sie genau hin.«

»Klar doch, mach' ich.«

Ich leuchtete, damit er besser sehen konnte. Ralston trat näher an den Spiegel heran, zog die Nase hoch, legte den Kopf zurück und hob die Schultern. »Das ist zwar eine Fratze, John, ich könnte aber nicht behaupten, daß sie mir große Angst einjagt. Nein, das kann ich wirklich nicht sagen.« Er trat wieder zurück. Dabei schaute er mich auffordernd an. »Jetzt sind Sie an der

* Siehe John Sinclair Band 691 und 692 38

Reihe.«

»Das ist Semerias.«

Ralston lachte etwas knarrend. »Wer soll das sein?«

»Semerias. Eine uralte Gestalt.«

»Aber kein Mensch«, unterbrach er mich.

»Nein und ja. Er ist eine Mischung aus Mensch und Bestie. Jemand, der in der Phase seiner Verwandlung auf einer bestimmten Stufe stehengeblieben ist.«

»Ha, ahm - Verwandlung, sagten Sie?«

»Ja. Sein Name ist Semerias. Er war der erste Werwolf, den es auf einem längst versunkenen Kontinent gegeben hat«, murmelte ich und ließ meine Gedanken schweifen. Ich überlegte bereits, wo dieser Walt Temple den Spiegel aufgetrieben hatte. Er mußte ihn ja irgendwo gekauft haben. Das herauszufinden war wichtig.

»Warum reden Sie nicht weiter, John?«

»Pardon, aber ich war in Gedanken.«

»Wie war das mit dem Kontinent, der versunken ist?«

»Atlantis!«

Ray Ralston sagte nichts. Er legte nur seine Hand hinter das Ohr. Dann lachte er »Bitte, das möchte ich noch einmal hören! Atlantis? Das sind doch Kindergeschichten, Märchen, Legenden. Was meinen Sie, John, was ich Ihnen ...«

Er verstummte, als er mein Gesicht sah, schluckte dann und hauchte: »Echt? Meinen Sie das ehrlich, John?«

»Natürlich.«

»Ja, verdammt, ja. Ich habe Sie ja nicht grundlos informiert. Sie sind ja der Mann, der sich mit außergewöhnlichen Dingen beschäftigt. Für Sie ist das Ungewöhnliche alltäglich. Sie haben ja immer diesen Ärger, glaube ich.«

»Ich kenne ihn, Ray.«

»Den komischen Semerias oder ...«

»Ja, Semerias.« Ich schaute mir die Fratze abermals an. Sie sah widerlich aus. »Ich kenne ihn verflucht gut. Ich habe mit ihm zu tun gehabt, und es ist mir leider nicht gelungen, ihn zu vernichten. Es gibt ihn noch immer.«

»Wo? Hier?«

»Davon müssen wir ausgehen.«

»Dann ist er eine Bestie?«

»Ja.«

Ralston sprach weiter. »Dann hat er den Mann getötet, so schrecklich zerrissen?«

»Auch das.«

Ralston wurde nervös. »Aber das ist nicht bewiesen. Ihn gibt es als Figur, als Kopf, der im Rahmen steht. Oder noch ...«

»Das ist nur eine Abbildung. Es gibt ihn tatsächlich, Ray! Und Semerias ist in der Lage, große Entfernungen zu überbrücken. Damit meine ich Zeiten.«

Ralstons Augen wurden groß. Er schaute auf den Spiegel, dann sah er mich an, deutete gegen den Spiegel und fragte mit leiser Stimme: »Ich habe das nicht begriffen. Wie kann jemand, der in Atlantis, das ja unterging, wie man immer hört, gelebt hat, trotzdem in das heutige Geschehen eingreifen?«

»Er hat den Untergang eben überlebt. Viele Schwarzbütler haben sich damals dank ihrer außergewöhnlichen Kräfte retten können, um ihre grausamen Taten auch in unserer Zeit fortzusetzen.«

»Können Sie das noch besser erklären?«

»Glauben Sie an magische Zeitreisen? Glauben Sie an Dimensionen, die wie Schichten über-, unter- und nebeneinander liegen, die Risse bekommen können, um ihr Grauen zu entlassen? Glauben Sie daran, Ray?«

»Eigentlich nicht. Aber wenn Sie das sagen, könnte es schon so sein, meine ich mal.«

»Es ist so, Ray. Semerias kehrte zurück. Dieser Walt Temple hat von seiner Existenz gewußt und auch von den Bemühungen seiner Rückkehr. Er muß auch um die Gefahren gewußt haben, die damit verbunden sind. Das steht alles glasklar vor mir. Ich bin der Meinung ...«

»Aber wie, John?« schrie Ralston. Er stand vor mir und zitterte leicht. »Verdammt, - *wie* ist das möglich?«

Ich deutete auf den Spiegel.

Ralston drehte sich. Er schaute hin, zwinkerte und sah so aus, als würde er diesen Gegenstand zum ersten Mal sehen. Mit einem Finger fuhr er an der Innenseite des Hemdkragens entlang. Sein Gesicht hatte sich zu einer Grimasse verzerrt. »Hören Sie, John, meinen Sie das im Ernst?«

»Sicher, das meine ich. Manchmal können Spiegel Tore sein.«

»Das weiß ich nicht«, sagte er mit hastiger Stimme. »Aber ich habe andere Dinge gehört. Alte Sagen. Daß Teile der Seele eines Menschen in der Fläche stecken, wenn sich jemand zu lange und auch zu oft innerhalb des Spiegels ansieht.«

»Das kann stimmen.«

»Ein Gerücht?«

Ich hob die Schultern. »Das mag sein, ist auch nicht unser Thema. Dieser Spiegel kann für Semerias durchaus das Tor sein, das ihm einen Weg von seiner Welt in die unsere ebnet. Ist zwar nur schwer zu fassen, aber nicht so ungewöhnlich, wie es sich anhört. Er ist gewissermaßen eine Lücke zwischen den Dimensionen. Er bildet ein sogenanntes transzendentes Tor.«

Er staunte mich an. »Jetzt bin ich achtunddreißig Jahre alt geworden, aber man lernt nie aus.«

»Richtig.«

Ray überlegte. Nach einer Weile war er zu einem Entschluß

gelangt. Er trat mit dem rechten Fuß auf.

»Gesetzt den Fall, Sie haben recht. Mal angenommen, es stimmt alles so, wie Sie es gesagt haben. Es ist also alles richtig, was Sie gesagt haben. Dann ist diese Bestie Semerias durch den Spiegel gekommen und hat Walt Temple einfach gekillt, umgebracht, brutal zerrissen.«

»Genau.«

»Scheiße!« Er drehte sich um, ging zu einem alten Stuhl und setzte sich. Die Sprungfedern quietschten, und unter seinem Hinterteil wallte eine Staubwolke hoch. Er stierte ins Leere, weil er mit seinen Gedanken allein sein wollte. »Ich fasse es nicht«, flüsterte er »Das ist ein Spiegel - kein normaler Spiegel, sondern ein Tor. Walt Temple hat es gewußt. Er wußte ferner, daß ihm kaum jemand Glauben schenken würde. Deshalb hat er sich in seine Wohnung zurückgezogen und versucht, sich durch Kreuze oder Banner zu schützen. Ist das richtig?«

»Stimmt.«

»Aber er hat es nicht geschafft. Er war zu schwach.« Ralston schaute mich an. »Wie stark sind wir denn? Könnte es uns gelingen, ihn zu stoppen? Können Sie es schaffen, diesen Weg wieder zu verschließen, John? Ist das möglich?«

»Weiß ich nicht.«

»Schaffen Sie es etwa nicht, den Spiegel zu zerstören? Ich hole einen Hammer. Wir können ihn zerhacken, damit wäre das Tor dann wieder geschlossen.«

»Ich weiß nicht so recht«, murmelte ich. »Es gibt noch eine andere Möglichkeit.«

»Welche denn?«

»Wir warten auf ihn.«

Ralston atmete zischend. »Auf die Bestie?«

»Ja.«

»Sie wollen sie locken?«

Ich hob die Schultern. »Irgendwie schon - ja. Ich möchte den ersten Werwolf aus Atlantis, der den Untergang überlebt hat, endlich vernichten.«

»Dann erschlagen Sie den Spiegel.«

Ich lächelte und legte den Kopf schief. »Und was ist, mein lieber Ray, wenn er sich nicht mehr in seiner Welt befindet, sondern sie verlassen hat?«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ganz einfach. Er kann in dieser Welt sein. Wenn wir den Spiegel zerstören, haben wir ihm auch den Rückweg abgeschnitten.«

»Ist doch irre!«

»Nein, dann werden wir höchstens irre. So weiß er immer, wo er hin muß, verstehen Sie? Dann kann ich ihn hier erwarten. Haben wir ihm den Rückweg genommen, wird er durch die Gegend irren und wahrscheinlich morden. Das möchte ich verhindern! Wer sagt mir denn, daß er nach seiner furchtbaren Tat wieder durch den Spiegel in seine Welt zurückgegangen ist? Niemand.«

»Stimmt.« Er stand wieder auf, hob die Arme, ließ sie sinken. »Dann darf ich Sie fragen, John, was wir sonst noch tun sollen.«

»Ich weiß es nicht.«

»Hören Sie auf, Sie haben einen Plan.«

Ich lächelte, weil ich mich ertappt fühlte. »Okay, Sie haben recht. Ich habe mir so etwas wie einen Plan ausgedacht, und den werde ich auch durchziehen.«

»Reden Sie schon!«

»Ich werde hier die Nacht verbringen.«

Der Satz schlug bei ihm ein wie eine mittelschwere Bombe. Er schüttelte den Kopf und fragte noch einmal nach. »Was werden Sie, John? Die Nacht hier verbringen?«

»Ja, hier im Geschäft.«

»Und dann?«

»Werde ich sehen, was geschieht. Denken Sie daran, daß wir Vollmond haben. Es ist gewissermaßen Werwolf-Wetter. Ich kann mir vorstellen, daß er sich zeigen wird. Er wird erscheinen, er wird schon seine Fühler ausgestreckt haben ...«

»Noch mehr Opfer?«

»Damit müssen wir rechnen.«

Ralston faßte sich an den Kopf. »Kennen Sie diese Gegend. Wissen Sie überhaupt, wer hier lebt?«

»Nein, wie sollte ich?«

»Sie haben ja einige der Bewohner aus der Nähe erlebt, John. Ich will sie nicht schlechtmachen. Ich stehe ihnen neutral gegenüber, das ist für einen Polizisten das beste. Aber ich kann Ihnen versichern, daß Sie in diesem Punkte mit den Bewohnern des Viertels nicht reden können. Sie würden Ihnen kein einziges Wort glauben.«

»Stimmt. Ich möchte sie auch nicht in den Fall mit einbeziehen. Ich werde ihnen gar nichts sagen. Ich werde nur versuchen, dann da zu sein, wenn es geschieht.«

»Was geschieht, John? Ein neuer Mord, ein neue verfluchte und irre Bluttat?«

»Ich will sie verhindern.«

Ray Ralston glotzte mich an. »Meine Güte, John, da haben Sie sich was vorgenommen.«

»Kann sein.«

Er verengte die Augen. Auf seinen Lippen erschien ein Lächeln. »Aber ich kenne mich hier aus, John. Sogar verdammt gut, sage ich Ihnen. Ich könnte etwas tun.«

»Sie wollen ...«

»Ja, ich bleibe bei Ihnen.«

»Nicht hier.«

»Wieso? Ich ...«

»Ray, bitte.«

Ich sprach sehr ruhig, weil ich nicht wollte, daß er sich aufregte. »Keine Panik. Sie bleiben natürlich hier, aber nicht in diesem Laden. Versuchen Sie, so etwas wie ein Posten zu sein. Warten Sie draußen, durchstreifen Sie die Gassen. Suchen und forschen Sie nach einer Spur, nach Anzeichen.«

»Und weiter?«

»Nichts weiter.« Ich schaute auf meine Uhr. »Wann wird es dunkel?« Die Antwort gab ich mir selbst. »In knapp drei Stunden! Bis dahin müssen wir fertig sein.«

»Womit?«

»Mit den Nachforschungen. Ich denke an die Unterlagen, die Walt Temple sicherlich gehabt haben wird. Er ist zwar ein Trödler oder ähnliches gewesen, aber ich kann mir vorstellen, daß er auch irgendwie Buch geführt hat.«

»Worüber sollte der ...«

»Einkäufe und so ...«

»Himmel, John, Sie sind ein Phantast. Diese Typen doch nicht. Die haben alles schwarz gekauft.«

»Das wissen Sie?«

»Ja.«

»Haben Sie keine Unterlagen gefunden?«

»Schon, aber ...« Er hob die Schultern. »So genau habe ich noch nicht nachgeschaut, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Diese Unterlagen sind aber da?«

»Natürlich! Ich habe sie im Büro liegen. Es ist zu spät, dort hinzufahren.«

»Kennt sich dort jemand aus?«

»Higgins ist da. Einer meiner Leute.«

»Rufen Sie ihn an, und lassen Sie ihn nachschauen, ob sich in den Unterlagen etwas über einen Spiegel befindet!«

Ray schaute mich skeptisch an. Er zwinkerte, dann nickte er. »All right, John, irgendwo müssen wir ja anfangen, obwohl ich nicht glaube, daß er Buch geführt hat.«

»Telefonieren Sie trotzdem.«

Mit einem Du hast vielleicht-Nerven-Blick verschwand er im Hintergrund des Ladens.

Ich war froh, denn ich wollte mir den Spiegel noch einmal genauer betrachten. Dabei brauchte Ralston nicht unbedingt in meiner Nähe zu sein.

Ich blieb vor dem Spiegel stehen.

Er sah noch immer so verflucht normal und harmlos aus. Er stand etwas schräg, ich aber wollte ihn gerade haben, breitete meine Arme aus und umklammerte die beiden Ränder.

Das Schnitzwerk schnitt in das Fleisch meiner Hände.

Aus dem Hintergrund hörte ich Ralston mit seinem Kollegen sprechen.

Ich hob den Spiegel an - und ...

Das heißt, ich wollte es. Es blieb beim ersten- und auch bei zweitemal beim Versuch. Der Spiegel bewegte sich um keinen Millimeter vor oder zurück. Er schien nicht aus Holz und einer Spiegelfläche zu bestehen, sondern aus schwerem Eisen.

Keuchend trat ich zurück. Schweiß lag auf meiner Stirn. Ich hatte mich bei den beiden Versuchen ziemlich angestrengt, keuchte noch immer und stieß den Atem pfeifend aus.

Das paßte mir überhaupt nicht.

Noch ein weiterer Versuch.

Wieder das Ausbreiten der Arme, das harte Zupacken, aber es klappte einfach nicht.

Der Spiegel blieb stehen.

Warum?

Ich trat zwei Schritte zurück und baute mich vor ihm auf. Mein Blick fiel gegen die Fläche, in der ich mein eigenes Spiegelbild sah. Es zeichnete sich völlig normal ab. Nichts wies darauf hin, daß sich hinter dieser Silberfläche ein Geheimnis verbarg. Und doch war dieser verdammte Spiegel nicht normal, verbarg sich ein Geheimnis in ihm, war er von Kräften beeinflußt, die ich nicht kannte.

Atlantische Macht, gegen die ich auch mit meinem Kreuz nichts ausrichten konnte. Ich ballte die Hand zur Faust und schlug gegen die Fläche. Ein dumpfes Geräusch entstand, als hätte ich gegen etwas Weiches geschlagen. Also doch nicht normal. Eine normale Spiegelfläche hätte bei dem Treffer anders reagiert.

Ich holte das Kreuz hervor.

Aus dem Hintergrund des Ladens hörte ich Ralstons Stimme. Er war sauer und beschimpfte seinen Mitarbeiter wegen irgendwelcher Schlampereien. Ich nahm es nur am Rande wahr, weil meine Konzentration einzig und allein dem Kreuz galt.

Noch lag es auf meiner Handfläche, als wäre es dort hingegossen worden. Dann drehte ich die Hand, ballte sie zur Faust, hielt das Kreuz aber so hoch, daß es mit dem oberen Ende aus der geschlossenen Faust hervorragte. Den Arm hielt ich dabei halb erhoben und angewinkelt. Ich sah mich im Spiegel, ich sah dabei jedes meiner Haare, ich sah das Gesicht, die Arme, die Beine. Ich sah also alles von mir.

Nur eines nicht.

Das Kreuz!

Das Kreuz warf kein Spiegelbild. Es sah so aus, als würde ich nichts in der Hand halten. Nur meine Faust sah ich im Spiegel, das Kreuz war nicht einmal als Schatten zu erkennen.

Über meinen Rücken rann ein kalter Schauer. Unwillkürlich

zog ich den Kopf ein, ich schluckte, ich ärgerte mich, aber ich spürte auch das Frösteln, eine Reaktion darauf, daß der Spiegel nicht so normal war, wie er schien.

Was für ihn nicht gut war, was er nicht wollte, das wehrte er eiskalt ab. Er gab nur die Dinge wieder, die auch in seine eigene Welt hineinpaßten.

Das war schon seltsam ...

Ich räusperte mich, bewegte die rechte Hand mit dem Kreuz. Der Spiegel gab diese Bewegung zurück, es war alles normal, aber nur eben ohne das Kreuz.

Warum?

Es hatte keinen Sinn, nach großartigen Erklärungen zu suchen. Ich mußte es vorläufig einfach hinnehmen, was mich natürlich ärgerte, weil ich ein Mensch war, der Lösungen wollte.

In diesem Fall war ich ratlos.

Ray Ralston kehrte zurück. Er schob sich neben mich und räusperte sich, um auf sich aufmerksam zu machen.

»Sagen Sie nichts, Ray, antworten Sie nur auf meine Fragen. Was sehen Sie im Spiegel?«

»Ahm - John, ich meine ...«

»Was sehen Sie, Ray?« wiederholte ich.

»Na ja, Sie ...«

»Und was sonst?«

»Nur Sie, John.«

»Fällt Ihnen bei mir und meinem Spiegelbild nichts auf? Vergleichen Sie mal.«

Er lachte, weil er verunsichert war. »Okay, John, Sie halten das Kreuz in der Hand. Sie stehen da etwas - wie soll ich sagen? Nicht so locker, eher verklemmt.«

»Richtig. Sonst noch was?«

»Nein, ich ...«

»Das Kreuz, Ray. Ich halte es in der Hand. Und jetzt schauen Sie sich meine Hand im Spiegel an.«

Er beugte seinen Kopf vor, um nicht näher an den Spiegel herantreten zu müssen. Dann piffte er durch die Zähne. Dieses Geräusch endete in einem langen Staunen. »Ohhh, verflucht, das ist doch nicht wahr! Das habe ich geträumt!«

»Haben Sie nicht.«

»Das Kreuz ist in Ihrer Hand, aber nicht im Spiegel. Nein, ich sehe es nicht.«

»Stimmt genau.«

Erst sagte er nichts. Dann aber: »Scheiße, wieso das denn? Was ist damit passiert?«

Ich bewegte das Kreuz, auf der Spiegelfläche bewegte sich nur meine Faust.

»Eine Antwort, Sinclair.«

»Ray, Sie sehen meine Hand ohne Kreuz. Eine Tatsache, keine Spekulation. Ich will Ihnen den Grund dafür nennen. Der Spiegel will nicht alles von mir, er lehnt gewisse Dinge ab. Dazu gehört eben das Kreuz.«

»Und warum?« hauchte er.

»Ich kann es Ihnen nicht genau sagen. Ich kann es nur vermuten, Ray. Der Spiegel kann das Gefühl haben, daß dieses Kreuz sein Feind ist. Reicht das als Erklärung?«

»Nein.«

»Er will es nicht. Es wohnen Kräfte in ihm, die dem Spiegel nicht passen. Das ist das ganze Geheimnis.«

Ray ging zurück. Er setzte sich wieder hin. Abermals quietschte die Sprungfeder. »Verflucht noch mal, wie wollen Sie denn das Geheimnis lüften oder es erklären?«

Ich drehte mich um. »Das weiß ich noch nicht. Aber es wird sich schon eine Möglichkeit ergeben.«

Er holte zweimal durch den offenen Mund Luft. »Nehmen Sie einen Hammer, und zerhacken Sie das Ding. Der Spiegel ist mir unheimlich. Er macht mir Angst.«

»Kann ich mir vorstellen. Er ist auch mir nicht geheuer. Aber ich werde sein Geheimnis ergründen, und ich gehe davon aus, daß es noch in der folgenden Nacht geschieht.«

»Die Sie hier verbringen wollen. Oder hat sich an Ihrem Plan etwas geändert?«

»Nein.«

»Viel Vergnügen«, murmelte Ralston und starrte zu Boden. Ich erinnerte ihn an sein Telefongespräch und wollte wissen, was es ergeben hatte.

»Viel nicht.«

»Stand etwas über den Spiegel in den Unterlagen?«

»Das ja. Aber damit kommen wir nicht weiter. Walt Temple hat ihn von seinem Bruder Eric erhalten.«

»Herrlich! Wo finden wir ihn?«

»In Manila, in Frisco, in Kapstadt, in Rio ...«

»Hören Sie, was soll das?«

»Er ist Seemann, John! Matrose oder was weiß ich. Der ist wieder auf Große Fahrt gegangen, das habe ich vorher schon herausgefunden. Er hat den Spiegel von einer seiner Reisen mitgebracht. Eigentlich völlig normal, denn wir wissen, daß Temple seinen Trödel zum Großteil von Seeleuten gekauft hat.«

»Tja«, murmelte ich, »das ist nicht so gut.«

»Dann wäre diese Spur damit auch hin«, erklärte Ralston.

»Sieht so aus.«

Er deutete auf den Spiegel. »John, ich will Ihnen keine Vorschriften machen, aber ich würde ihn zerhacken, haben Sie gehört? Ich würde ihn einfach zerhacken.«

»Und dann?«

»Haben wir das Problem aus der Welt geschafft. Dann wird dieser Semerias oder wie immer diese komische Bestie auch heißt, nicht mehr aus dem Spiegel klettern und killen.«

Ich schaute ihn an.

Sehr langsam verzogen sich meine Lippen zu einem Lächeln.
»Richtig, Ray«, sagte ich nickend. »Fangen Sie damit an.«

»Wie bitte?«

»Nehmen Sie sich ein Beil oder einen Hammer und zerhacken Sie das Ding. Hart und brutal. Hämmern Sie zu. Zerstören Sie den Spiegel. Hauen Sie ihn in Scherben.«

»Verdammt, das sagen Sie jetzt?«

»Ja, warum?«

Er lachte und schüttelte den Kopf. »Sie haben vorhin noch anders gesprochen, ganz anders, verstehen Sie?«

»Kann sein, aber ...«

»Das ist Ihr Ernst, John?« Er starrte mich beinahe mit einem flammenden Blick an.

»Ist es.«

»Gut«, murmelte er. »Sehr gut. Ob Sie es glauben oder nicht. Ich habe mich ein wenig näher hier umgeschaut und auch einen Gegenstand gefunden, der sich eignet.«

»Klasse. Was ist es?«

»Ein Beil«, sagte er. »Ein altes Beil oder eine Axt. Sie verstehen schon.«

Ich blieb gelassen. »Wenn Sie das sagen, wird es wohl die richtige Methode sein.«

»Darauf können Sie Gift nehmen, John.« Er rieb sich die Hände, dann drehte er sich um und verschwand.

Etwas nachdenklich blieb ich zurück und fragte mich, ob ich richtig gehandelt hatte und uns beide nicht durch die Tat in eine große Gefahr brachte.

Was der Spiegel nicht wollte, das wollte er nicht, das lehnte er strikt ab. So gut kannte ich ihn mittlerweile. Er hatte mein Kreuz einfach ignoriert, und ich war gespannt darauf, ob es der Axt oder dem Beil genauso ergehen würde. Wenn ja, dann war es unmöglich, ihn mit körperlicher Gewalt zu zerstören.

Ich hörte, wie Ray zurückkehrte. Er sprach mit sich selbst und redete davon, daß er es dem verdammten Spiegel zeigen wollte. Wie ein Schatten bewegte er sich durch den düsteren Laden. Als er nahe genug heran war, sah ich den wilden Glanz in seinen Augen. Er hielt die Axt in der rechten Hand und halb erhoben.

Im Lichtschein besah ich sie mir genauer. Sie war möglicherweise ein antikes Stück. Jedenfalls hatte die Klinge Rost angesetzt. An der Schneide sah ich auch einige Einkerbungen, in denen noch Fäden festgingen. Wahrscheinlich hatte auch sie ein Seemann mitgebracht. Man hatte sie dafür verwendet, um harte Taue durchzutrennen.

»Zufrieden, John?«

»Nicht ganz.«

»Wieso?«

»Hören Sie, Ray, ich habe es mir überlegt. Es wäre doch besser, wenn ich die Axt nehme und den Spiegel attackiere. Ich habe das unbestimmte Gefühl, daß es besser sein wird.«

»Nein, nein.« Er ging zurück und nahm den Arm nach hinten, »Kommt überhaupt nicht in Frage. Das erledige ich selbst. Sie haben den Vorschlag gemacht und ...«

»Auf Ihr Drängen.«

»Na und? Sie haben mich überzeugt. Ich will den verfluchten Spiegel zerhacken, John, ich.« Er deutete auf seine Brust. »Ich habe mir auch die Leiche im Original ansehen müssen. Es ist der Schock meines Lebens gewesen. Ich habe ein verdammtes Recht darauf, das Ding zu zerhämmern und die Scherben anschließend zu Krümeln zu zertreten.«

»Ja, das haben Sie, Ray. Okay, wenn Sie das so sehen, tun Sie es. Aber seien Sie vorsichtig.«

»Keine Sorge, John, ich habe früher als Kind schon Holz hacken müssen. Wir waren nicht sehr reich, wissen Sie. Manchmal galten Kohlen bei uns schon als Luxus.«

»Gut.« Ich trat zurück, weil ich ihm nicht im Wege stehen wollte, aber auch als Selbstschutz. Wenn er ausholte, wollte ich nicht gerade in der Nähe stehen.

Er hielt die Axt mit beiden Händen fest, prüfte noch einmal die Festigkeit der Klinge am Stiel und nickte zufrieden.

Dann holte er aus.

Die Axt schwebte, von seinen beiden Händen gehalten, über dem Kopf des Inspektors. Ich sah ihn im Spiegel. Sein Gesicht wirkte seltsam verzerrt, als hätte er sich eine Maske übergestreift. Er bewegte auch die Lippen. Was er allerdings sagte, verstand ich nicht.

»Jetzt hau' ich dich in Stücke«, keuchte er.

Noch einmal ging ein Ruck durch seine Gestalt. Dann drosch er machtvoll zu - und erlebte den kalten Horror ...

Ich hörte ihn schreien, so überrascht war er. Ich sah, daß er taumelte, die Arme nicht hatte nach vorn bringen können, denn an ihm zerrten Kräfte, die seine Arme in die Höhe rissen und seinen Körper gleich mit, weil er die Waffe nicht loslassen wollte.

Dann hörte ich ihn schreien und sah gleichzeitig auf der Spiegelfläche den milchigen Schimmer. Es sah so aus, als hätte jemand in Sekundenschnelle mit einem Pinsel darüber hinweggestrichen und damit auch einen Teil der Magie freigegeben. Ich glaubte sogar auf der Fläche und gleichzeitig im Hintergrund, ähnlich wie in einem Tunnel, das Gesicht der Bestie Semerias zu sehen.

Es konnte eine Täuschung sein, war aber auch nicht

unmöglich.

Drei, höchstens vier Sekunden mochten vergangen sein, und der Inspektor stand noch immer in dieser Haltung auf dem Fleck. Jetzt bewegte sich die Axt.

Sie tanzte zwischen seinen Händen, sie ruckte, sie zitterte, sie wollte sich aus seinem Griff befreien, und ihre Kraft war stärker. Er konnte sie nicht mehr halten.

Ralston taumelte plötzlich zur Seite, er knickte in den Knien ein, wobei die Axt eigentlich hätte zu Boden fallen müssen, was aber nicht geschah. Die Waffe hatte sich selbständig gemacht. Sie jagte wie von einem Katapult geschleudert dicht unter der Decke fort, wobei sie keine Rücksicht auf die Gegenstände nahm, die dort von den Balken herab nach unten hingen. Auf ihrem Weg drehte sie sich. Sie schlug mit der Klinge und mit dem Stiel gegen die Töpfe und alten Kessel, so daß sie eine disharmonische Musik erzeugte.

Dann war sie weg.

Nur die verdammten Töpfe bewegten sich noch, einer fiel sogar nach unten. Als er aufschlug, hörte es sich an, als hätte jemand einen Gong angeschlagen.

Ray Ralston stand da wie vom Donner gerührt. Er wußte nicht, wo er hinschauen sollte.

Mal drehte er seinen Kopf nach links, dann wieder nach rechts, wo der Spiegel stand.

Ich war schnell, packte zu und zerrte ihn zu Boden. Er brach in die Knie. Eisern hielt ich ihn fest.

»Bleiben Sie unten, Ray!«

»Verdammt, warum denn? Was ist ...«

Ich brachte mein Gesicht dicht vor das seine. »Die Axt, Ray, sie ist gefährlich.«

Sein Gesicht war blaß. Dann nickte er. »Ja, Sie haben recht. Da war plötzlich eine Kraft in ihr, der ich nichts

entgegenzusetzen hatte. Sie - sie zerrte an meinem - sie ...«

»Der Spiegel wehrt alles ab, was ihm nicht gefällt.« Ich warf dem Spiegel einen schnellen Blick zu.

Er hatte sich wieder verändert. Der Schimmer auf der Fläche war verschwunden. Sie präsentierte sich jetzt so blank, wie sie vorher gewesen war.

»Und was unternehmen wir jetzt, John?«

»Warten.«

»Worauf?«

»Daß sie zurückkehrt.«

Seine Augen weiteten sich. »Sie meinen, daß die verfluchte Axt aus eigener Kraft zurückkehrt?«

»Nein, nicht aus eigener Kraft. Da sind andere Kräfte, die sie lenken, wir müssen nur darauf gefaßt sein, daß sie versuchen wird, uns zu töten.«

Er führte seine Hand am Hals entlang. »Verdammt reizende Aussichten. Da muß ich direkt wieder an den Toten denken.«

»Das glaube ich Ihnen sogar.«

»Schön, John, aber davon können wir uns nichts kaufen. Ich habe die Kraft der Axt gespürt. Es ist einfach wahnsinnig und unerklärlich. Wie wollen wir sie stoppen?« Er hatte sich wieder gefangen und konnte einigermaßen normal reden.

»Indem wir schneller sind.«

Ray grinste nur schief.

»Was haben Sie?« flüsterte ich.

»Schnell?« gab er ebenso leise zurück. »Ich glaube kaum, daß wir schneller sind. Ich habe sie erlebt. Sie ist - sie ist«, er suchte nach Worten, »verdammt, die ist wie ein Blitz, der irgendwo einschlägt. Kein Mensch kann so schnell reagieren.«

»Gut, Ray, das sehe ich ein. Einen Vorteil haben wir.«

»Welchen denn?«

»Sie ist nicht lautlos. Das heißt, sie kann sich nicht lautlos bewegen.«

Er schaute sich um, ohne großartig den Kopf zu bewegen.
»Ich höre sie nicht.«

»Wenn sie auf ihrem Weg zu uns irgend etwas berührt, werden wir sie hören.«

Er nickte, ohne überzeugt zu sein. Sein Blick glitt ins Leere.
»John, das war eine normale Axt. Ich habe sie hochgehoben und getragen. Ich wollte nur gegen den Spiegel schlagen, und plötzlich war alles anders. Da hatte nicht ich sie unter Kontrolle, es war umgekehrt. Sie lebte plötzlich, sie hat mich ...«

»Der Spiegel, Ray ...«

»Ja, verdammt. Nur er kann es gewesen sein, nur er. Der Spiegel ist der Anfang, der Spiegel ist das Ende. Und dazwischen gibt es nur Tod, Blut und Grauen.«

»Sie haben uns vergessen, Ray.«

»Sicher, John, ich weiß. Ich will nur nicht, daß man uns beide so zerfleischt findet, wie es mit Walt Temple passiert ist.« Er schüttelte sich, als er daran dachte.

Ich enthielt mich eines Kommentars. Daß er recht hatte, war mir längst klar, aber was sollte ich ihm denn sagen? Großen Mut einreden konnte ich ihm nicht, wir mußten abwarten, was die unter einer fremden Kontrolle stehende Axt vorhatte.

Beide hockten wir ziemlich dicht zusammen. Nicht weit entfernt befand sich der Schrank. Auch der Spiegel stand in unserer direkten Sichtweite.

Er sah wieder so harmlos aus. Eine glatte Silberfläche, umgeben von einem vorzüglich geschnitzten Rahmen. Wer konnte schon wissen, woher er stammte?

Ich hatte nachgedacht. In meinem Kopf hatte sich die Idee geformt, die den Namen Atlantis trug.

Ray stieß mich an. Ich sah seinen beinahe beschwörenden

Blick, dann folgte ich der Richtung seines ausgestreckten Fingers, der in den Raum hineinwies.

In diesem Augenblick hörte ich es auch.

Man konnte es mit einem leisen Schaben oder Kratzen umschreiben, jedenfalls schien sich etwas über den Boden zu bewegen, das sehr vorsichtig war und nicht gehört werden wollte.

»Das ist sie«, wisperte der Inspektor.

Ich winkte ab.

Ray Ralston zog sich zurück.

Ein heller Klang ließ uns aufhorchen. Er war an der Decke aufgeklungen. Dort hingen ja die zahlreichen Töpfe und Pfannen. Einige von ihnen gerieten plötzlich in Bewegung, als die Axt auf dem Weg zu uns gegen sie stieß.

Jeder Anschlag erzeugte einen Ton. Es war eine nervenzerfetzende Melodie, die durch den alten Laden klang. Natürlich schaute ich nach oben.

Leider war das Licht zu schwach, um Einzelheiten erkennen zu können. Die Gegenstände bewegten sich, sie erzeugten Schatten, die größer waren als sie selbst. Und diese Schatten wiederum fingen an zu tanzen. Sie wirbelten zuckend über die Decke, huschten ebenfalls über den Boden hinweg und vereinigten sich zu einem wilden Muster, das eine fremdartige Umgebung schuf. Ich hatte mein Kreuz hervorgeholt, Ob es mich letztendlich schützte, wußte ich nicht. Es war zumindest einen Versuch wert.

Ray Ralston saß mir gegenüber. Er beobachtete ebenfalls den Weg der Axt. Wahrscheinlich rechnete er sich schon aus, wann sie uns erreicht hatte und zuschlug.

Plötzlich wurde sie schnell.

Das dumpfe oder mal helle Klinge begleitete nach wie vor ihren Weg. Die Schatten blieben, aber die verdammte Axt sahen

wir nicht.

Ray hatte sich gegen den Schrank gepreßt. Ich saß ihm gegenüber. Wir beide saßen da wie auf dem Sprung. Wir lauerten auf die Axt. Ich wünschte sie mir sogar herbei, damit der Nervenkrieg ein Ende hatte. Meiner Ansicht nach führte uns die Axt an der Nase herum. Sie nahm bewußt einen Umweg, damit sie zuschlagen konnte, ohne von uns vorher entdeckt worden zu sein.

»Da, John!«

Ray saß günstiger. Er hatte sie schräg über mir entdeckt.

Ich hob den Kopf, konnte für einen Moment nichts sehen, bis ich den pendelnden Gegenstand bemerkte, der mit der Schneide nach unten an der Decke entlangstrich.

Und dann fiel er.

Ich riß mein Kreuz hoch, gleichzeitig warf ich mich zur Seite, hörte den Fluch des Kollegen und spürte den Windhauch, der dicht an mir vorbeistrich.

Es war die Schneide gewesen. Sie hätte mir noch Haare abrasieren können, so nahe war sie an meinem Schädel vorbeigejagt. Aber sie hatte nicht getroffen. Oder hatte nicht treffen wollen? Wie dem auch sei, ich drehte den Kopf nach links, denn dort befand sich der Spiegel. Sie hielt Kurs auf ihn.

Ob langsam oder schnell, ich wußte es nicht. Jedenfalls hatte sie die Fläche erreicht, als ich den Kopf drehte. Und dann geschah etwas, das vor allen Dingen Ray Ralston nicht begreifen konnte. Er hatte sicherlich mit einem lauten Splittern gerechnet, wenn die Spiegelfläche zerhackt wurde.

Nicht dergleichen geschah.

Wir hörten einen dumpfen Klang. Als hätte jemand mit der Faust gegen alte Lappen geschlagen.

»Das gibt es doch nicht!« keuchte Ray, der verwundert und fassungslos auf den Spiegel starrte. Doch, das gab es!

Die Axt steckte mit der Schneide zuerst innerhalb der Spiegelfläche. Sie war dabei nach oben gekantet, und die Fläche veränderte sich vor unseren Augen.

Wie ein Schwamm, der das Wasser aufsaugt, so machte sie sich daran, die Axt zu verschlingen. Sie schluckte das Mordinstrument, sie zerrte und saugte daran, sie fraß es förmlich auf. Es war, als würde sich dahinter etwas öffnen. Ralston sprang auf.

Ich hatte die Befürchtung, daß er einen Fehler beging. Er durfte die Axt nicht zurückholen. »Nein, Ray, nicht!«

Er warf sich trotzdem vor. Zu seinem Glück eine Sekunde zu spät, denn als er zugriff, da war die Axt in die Spiegelfläche eingetaucht, und er faßte ins Leere.

Bevor er selbst gegen die Fläche prallen konnte, warf er sich mit einer zuckenden Bewegung zurück und kippte nach hinten. Ich stützte ihn ab, damit er nicht zu Boden fallen konnte.

»O Scheiße!« keuchte er, als er in meinen Armen lag. »Das ist ja irre. Das glaubt uns keiner!«

Ich schwieg. Über seine Schulter hinweg schaute ich auf die Fläche des Spiegels, die sich leicht angegraut zeigte. Die Axt war immer noch zu sehen.

Nur war nicht zu erkennen, ob sie vorn in der Fläche steckte oder bereits dabei war, sich zurückzuziehen. Wir hatten beide das Gefühl, daß sie in die Tiefe des Spiegels hineinwanderte.

Dann wuchs aus dem Hintergrund eine Gestalt hoch.

Zuerst war sie nur ein Schatten mit verschwommenen Umrissen. Aber die Konturen verdichteten sich, der Schatten wurde wesentlich klarer und mein erster Verdacht bestätigte sich leider Gottes.

Dahinten stand er!

Das Monster aus dem alten Kontinent. Semerias, der erste Werwolf von Atlantis.

Ich sah seinen mächtigen Kopf, ich sah die großen hochgestellten Ohren, auch die breite Stirn und darunter die gefährlichen Augen, die so kalt und gnadenlos blicken konnten. Sein Körper schimmerte, als stünde er direkt im Mondlicht. Das mochte an dem glatten Fell liegen, das ihn als dichter Pelz umwuchs und ihn bedeckte wie ein enger Mantel.

Ich hörte Ray Ralston stöhnen, als Semerias den rechten Arm anhob und mit seiner Klaue nach der Axt faßte. Einen Moment später hatte er den Griff umfassen.

Dann verschwand er mit seiner Beute. Er tauchte einfach weg, er verkleinerte sich und war nicht mehr zu sehen.

Ich hatte Ray losgelassen, der außer sich war.

»Das glaubt uns keiner, John! Verdammt noch mal, das glaubt uns kein Schwein.«

»Wichtig ist, daß wir es wissen.«

»Ja schon, aber wie geht es weiter?«

»Er hat die Axt!«

Scharf drehte sich Ralston um. »Soll ich fragen, was das heißt, John?«

»Weißt du es denn nicht?«

»Vielleicht will ich es nicht wissen, Mann.«

Ich hob die Schultern. »Was immer auch geschieht, mein Freund, Ihre Aufgabe ist jetzt mehr als wichtig. Ich finde, daß Sie mit einigen Kollegen eine verdammt schwere Aufgabe vor sich haben. Sie müssen versuchen, die Menschen hier zu warnen.«

Er lachte mich aus, er schrie dabei fast, er kriegte sich nicht mehr ein. Vielleicht war es auch ein Lachen der Erlösung. »Wissen Sie eigentlich, was Sie da von mir verlangen? Wenn ich das tue, nein, wenn ich das nur versuche, dann hält man mich für irre, für dämlich, für durchgedreht, für übergeschnappt und reif für die Klapsmühle. Haben Sie darüber schon einmal

nachgedacht?«

»Nein, das ist auch nicht nötig.«

»Was heißt das, verflucht?«

»Sie müssen so handeln, wie ich es Ihnen sagte, Ray. Wirklich, wir müssen damit rechnen, daß er kommt.«

»Aus dem Spiegel?«

»Sicher.«

»O Scheiße!« keuchte Ralston. »Bei seinem ersten Mord hatte er keine Waffe, und das war schon unbeschreiblich schlimm genug. Was wird er erst tun, wenn er ...«

»Deshalb sollen die Menschen in den Wohnungen bleiben. Ich will nicht, daß bei Anbruch der Finsternis die Angst durch die Gassen hier schleicht.«

»Und in ihren Wohnungen sind sie sicher, wie?«

»Nein, Ray. Ich kann bei einem Werwolf keine hundertprozentige Sicherheit garantieren, das ist unmöglich. Das geht einfach nicht. Er wird immer wieder Möglichkeiten finden, sich ein Opfer zu holen. Mir geht es um die Verkleinerung des Risikos. Um nicht mehr und nicht weniger. Ich will das Risiko kleinhalten, das ist alles.«

»Und das wird ihnen gelingen, wie?«

»Ich kann es nur hoffen.«

»Ja, das hoffe ich für Sie mit. Wissen Sie eigentlich, wer hier alles wohnt? Wir befinden uns hier in der Hafengegend. Das sind Menschen, die woanders keine Wohnung finden, die keiner haben wollte, die sich manchmal gegenseitig an die Kehle gehen. Wenn ich denen etwas von einem Monstrum von einem Werwolf erzähle, halten sie mich für übergeschnappt. Sogar zu Recht, John, zu Recht. Ich würde auch nicht anders handeln, wenn jemand mir so etwas unter die Weste jubeln will. Das müssen Sie doch einsehen.«

»Ich kenne Ihre Probleme, Ray. Ich habe sie öfter. Aber ich

muß Sie bitten, es durchzuführen. Oder es zumindest zu versuchen. Wenn Semerias den Spiegel wieder als Tor benutzt und hierher zurückkehrt, ist keiner mehr sicher.«

Ralston fuhr wieder über seine Kehle. »Sie aber auch nicht - oder?«

»Stimmt.«

»Und Sie wollen ihn trotzdem stoppen? Bleibt es denn bei Ihrem Plan, daß Sie hier im Laden die Stunden der Nacht verbringen wollen? Bleibt es dabei?«

»Ja.«

Ralston grinste schief. »Sony.« Er schlug mir auf die Schulter. »Im ersten Moment habe ich gedacht, daß Sie kneifen wollen. Daß Sie sich nicht trauen, nach draußen zu gehen.«

»Keine Sorge, hier ist das Zentrum. Hier ist der Spiegel. Und nur hier kann Semerias raus.«

»Wo er dann auf Sie trifft?«

»So wird es sein.«

»Und wo Sie ihn stoppen wollen.«

»Auch das.«

»Toll.« Ray lachte und entschuldigte sich dafür. »Nehmen Sie es nicht persönlich, John, aber ich frage mich, wie Sie das anstellen wollen, ihn zu stoppen? Das ist so gut wie unmöglich. Der ist uns doch allen über, verflucht noch mal.«

Mein Lächeln wirkte verloren. »Das mag im ersten Moment so aussehen, Ray, aber ich habe schon einmal mit ihm zu tun gehabt und seine Schattenburg zerstören können.«

»Richtig, aber nicht ihn.«

»Stimmt. Die Burg besitzt er aber nicht mehr. In ihr war er so gut wie unbesiegbar. Da sie aber vernichtet ist, hat er einen Teil seiner Kraft verloren. Aus ihr zehrte er. Aber nun ist sie nicht mehr da. Ich kann nur hoffen, daß ich ein Gegenmittel finde ...«

Es hatte keinen Sinn mehr, weiter zu reden. Ralston winkte müde ab. Er glaubte mir nicht.

Der Inspektor ging auf den Spiegel zu. Es war seltsam, diese Fläche übte auf ihn eine unheimliche Faszination an. Er konnte sich nicht von ihr lösen.

Ich beobachtete ihn dabei und sah auf seinem Gesicht die Spannung und den irren Blick seiner Augen.

Er sah sein eigenes Spiegelbild.

Auch ich sah es.

Beide sahen wir das gleiche, das Grauen!

Zwar zeichnete sich Ralstons Gestalt sehr deutlich auf dem Spiegel ab, sie hatte sich trotzdem verändert, denn mitten in der Stirn steckte die Schneide der Axt und hatte seinen Schädel aufgespalten wie ein breites Stück Holz.

Es war ein furchtbarer Anblick, der uns beiden durch Mark und Bein ging. Über meinen Rücken rieselte ein Schauer der Furcht, hervorgerufen nicht nur durch den Anblick, sondern auch aus der schlimmen Vorahnung heraus, daß dieses Bild, das der Spiegel da zeigte, zu einer grausamen Wahrheit werden könnte.

Für mich war es nichts anderes als ein Todesversprechen, das dieser Spiegel zeigte.

Ray Ralston bewegte sich nicht. Er stand wie festgeklebt vor dem Spiegel und atmete kaum. Er nahm das Bild auf. Es war für ihn eine Droge der Furcht.

Dann drehte er sich um.

Das Spiegelbild drehte sich nicht mit.

Statt dessen löste es sich auf, als hätte ein großer Radiergummi es ausgelöscht.

Ralston starrte mich an.

Sein Gesicht war grau wie Asche. Die Augen darin wirkten

wie Fremdkörper. Er schüttelte den Kopf, die Lippen bewegten sich, ohne daß er sprach, dann hob er den rechten Arm, spreizte den Finger ab und zeigte auf seine Brust.

»W ... war - war ich das?«

Ich nickte.

»Aber«, er schluckte, »verflucht noch mal. In - in meinem Kopf steckte eine Axt.«

»Ja.«

Er schlug mit der flachen Hand gegen die Stirn. »Wieso steckte darin die Axt und weshalb steckte sie nicht in Wirklichkeit in meinem Kopf, John? Können Sie mir das sagen?«

»Nein.«

Er glaubte mir nicht, schüttelte leicht den Kopf und fragte flüsternd: »Oder wollen Sie es nicht?«

»Bitte, Ray, ich ...«

»Sie wollen es mir nicht sagen, wie? Sie haben Angst, Sinclair. Geben Sie es zu, Sie haben die Hosen voll.«

Ich blieb ruhig und winkte mit beiden Händen ab. »Okay, wenn Sie es so sehen, habe ich auch Angst. Meinetwegen, ich habe alles. Nur reißen Sie sich jetzt zusammen, um Himmels willen.«

»Der Himmel kann mir auch nicht mehr helfen, Sinclair. Ich habe davor gestanden, ich habe genau gesehen, was mit mir geschah. Sie nicht, John. Sie sind hier geblieben, ihr Bild hat sich nicht verändert. Gehen Sie hin, Sinclair. Ich will jetzt zuschauen und sehen, was mit Ihnen geschieht, wenn Sie vor dem Spiegel stehen. Ist ja möglich, daß die verdammte Axt dann nicht in Ihrem Kopf steckt, sondern in der Brust oder in Ihrem Hals. Kann ja alles sein.«

Ich ging wortlos auf ihn zu und schob ihn zur Seite. Dann nahm ich das Kreuz in die rechte Hand und näherte mich dem

Spiegel.

Nichts war zu sehen.

Weder mein Kopf, mein Körper, ein Fuß oder eine Hand. Der Spiegel ignorierte mich.

Hinter mir stöhnte Ralston auf. Er stand so, daß ich ihn in der Fläche sehen konnte. Beide Hände hatte er gegen sein Gesicht geschlagen, und seine Stimme hörte sich dumpf an.

»Das packe ich nicht! Das ist zuviel, Sinclair. Das will nicht in meinen Kopf hinein.«

Ich gab ihm keine Antwort, sondern startete einen anderen Versuch. Das Kreuz drückte ich gegen die Spiegelfläche, weil ich sehen wollte, ob sich das Tor öffnen würde.

Es passierte nichts.

Die verdammte Bestie war einfach nicht zu packen. Sie ignorierte mich, sie hatte sich zurückgezogen. Auch das Kreuz konnte die Magie des Spiegels nicht verändern.

Pech gehabt ...

Ich drehte mich wieder um.

Rays Gesicht glänzte vor Schweiß. Er war so ziemlich von der Rolle. Die letzte Stunde hatte ihn mehr gelehrt als seine fast vierzig Lebensjahre zuvor. »Der macht mit uns, was er will, John. Warum zeigt er mich als Toten und von Ihnen nichts?«

»Ich habe keine Ahnung.«

Das nahm mir Ray Ralston nicht ab. »Keine Ahnung?« schrie er mich an. »Natürlich haben Sie Ahnung, Sie sind der Spezialist, John Sinclair. Nur Sie allein. Aber ich kenne den Grund. Sie wollen es mir nicht sagen. Sie wollen es nicht.«

»Und was hätte ich Ihnen nicht sagen sollen, Ray? Haben Sie sich darüber schon Gedanken gemacht?«

»Natürlich.«

»Dann bitte.«

»Moment, Moment, ich habe es gleich.« Er mußte sich erst sammeln, um seine Gedanken in Worte fassen zu können. Er bewegte dabei den Kopf und seine halb ausgestreckten Hände im gleichen Rhythmus. »Dieser Spiegel hat zwei Zeitzonen zugleich gezeigt. Einmal mich, wie ich hier stehe, und zum anderen mich auch, wie ich einmal sein werde. Nämlich tot, mit dieser verdammten Axt im Kopf. Ich habe versucht, den Spiegel zu vernichten, was mir nicht gelang. Aber der Spiegel oder was immer in ihm steckt, hat dies nicht vergessen, John. Er hat zurückgeschlagen. Er hat mir ein Stück der Zukunft gezeigt, wie es mal sein wird. Ich habe mich darin gesehen, ich habe die verdammte Axt in meiner Stirn gesehen, ich sah das Blut an den Rändern, und ich weiß jetzt verdammt genau, was mir alles bevorsteht.« Er hob seinen Kopf an, damit er mir ins Gesicht schauen konnte. »Ist das nicht so, John?«

Ich bewegte meine Schultern. »Es kann sein.«

»Nein!« schrie er. »Das ist so, das kann nicht nur sein. Das wird so werden.«

Ich fragte mit sehr ernster Stimme: »Davon sind Sie hundertprozentig überzeugt, Ray?«

»Tausendprozentig.«

»Dann gibt es für Sie nur eine Chance.«

»Welche?«

»Sie müssen so schnell wie möglich verschwinden. Hauen Sie ab von hier. Verlassen Sie diese Gegend, bevor die Angst Sie auffrißt, bevor Semerias zurückkehrt.«

Er lachte stockend. »Das - das sagen Sie mir, dem Kollegen?«

»Es war ein Rat.«

»Ja.«

Er holte Luft und blies sie wieder aus. »Das sagen Sie mir?« wiederholte er. »Ich soll fliehen?«

»Wäre es nicht besser?«

»Nein, John, nein.« Er taumelte an mir vorbei und ließ sich wieder auf den Stuhl fallen. »Ich weiß nicht, was ich denken soll. Ich bin noch nie im Leben vor etwas davongelaufen. Ich habe mich immer gestellt. Ich werde und ich will mich auch jetzt stellen, aber ich weiß nicht, wie ich es anstellen soll. Wie ich der Gefahr entgegentreten muß.«

»Indem wir hier verschwinden.«

Er hatte mich nicht richtig verstanden, fragte nach und war dann überrascht, als ich meine Forderung wiederholte. »Wir sollen tatsächlich gehen?« hauchte er.

»So ist es.«

»Aber wohin denn?«

»Lassen Sie uns irgendwo etwas trinken.«

Ray stand auf und schüttelte den Kopf. »Da werden Sie sich aber wundern, wo wir hier landen.«

»Ich nehme es in Kauf.«

»Dann kommen Sie mit.«

Er ging vor. Ich warf einen letzten, ziemlich langen Blick auf den Spiegel, der unverrückbar auf derselben Stelle stand. Die Fläche sah wieder so normal glatt und hell aus, aber tief im Hintergrund, der eigentlich nicht hätte sein dürfen, malte sich eine schwache Gestalt ab. Es war der Werwolf Semerias.

Und ich wußte, daß er leuerte ...

Im Lokal roch es nach Knoblauch und gebratenem Fisch. Angeblich war es das beste, das sich in dieser Gegend finden ließ. Es war mehr eine Baracke, und die lag so, daß wir von einem der Fenster aus freie Sicht auf den Hafen hatten.

Schiffe wirkten wie stählerne Ungetüme. Kräne bewegten sich quietschend, als würden sie bald unter dem Gewicht ihrer Ladungen zusammenbrechen. Gabelstapler rollten auf dicken Gummirädern über die Kais und schafften ihre Ladungen in die entsprechenden Depots.

Die Kneipe wurde meist von Hafenarbeitern frequentiert, war sauber und irgendwie gemütlich. Das mochte an den Fischernetzen liegen, die unter der Decke hingen.

Wir tranken beide Tee. Hunger hatten wir nicht, auch wenn die frischen Heringe in der Küche gebraten wurden. Ray und ich saßen uns gegenüber. Auf dem Weg hierher hatte ich ihm das Du angeboten, um sein Mißtrauen abzubauen. Ralston starrte trübe in seine halbleere Tasse. Immer wieder hob er die Schultern. »Auch der Tee hat mich auf keine neue Idee gebracht, John, sorry.«

»Nun ja, wir müssen eben abwarten, bis Semerias die Initiative ergreift.«

»Schön. Also darauf, daß er zurückkehrt.«

»Ja.«

»Und dann?«

»Dürfen ihm keine potentiellen Opfer über den Weg laufen. Die Straßen oder Gassen müssen leer sein.«

»Für euren Kampf.«

Ich nickte.

Fast mitleidig schaute mich der Kollege aus Bristol an. »Sinclair, ich mag dich, ehrlich! Aber wenn ich dich so anschau, dann sehe ich einen Typen vor mir, der bewußt und mit weit geöffneten Augen in sein Verderben rennt.«

»Das hat man mir schon öfter gesagt. Bis jetzt ist es gutgegangen. Ich lebe noch immer.«

»Verdammt, du kannst dich nicht immer auf dein Glück verlassen.«

Ich hob die Schultern.

Ralston redete weiter. »Man wird dir keine Chance geben, John. Der Werwolf oder was immer dieser Killer auch sein mag, ist stärker als du.«

»Möglich.«

»Dann willst du dich ihm stellen?«

»Ja.«

»Ohne Waffen?«

»Ich habe Waffen.«

»Die bringen nichts, John. Ich weiß so einiges über dich. Ich wußte auch vorher, daß du ein Kreuz hast, das angeblich wahre Wunderdinge vollbringen kann.«

»Unsinn ...«

»Moment, laß mich weiterreden. Ich habe es ja gesehen und erlebt. Mit diesen Wunderdingen ist es nicht so weit her. Dein Kreuz hat nichts bewirkt, es hat versagt.«

Ich reagierte nicht. Ich stimmte ihm nicht zu, ich sprach auch nicht dagegen.

Ray trank hastig einen Schluck Tee. »Dann hast du noch deine Beretta. Auch die Waffe ist schon Legende. Geweihte Silberkugeln stecken darin. Damit kannst du, so sagte man mir, Schwarzbtlüter vernichten. Aber ist sie auch stark genug, um diese alte Kreatur zu toten? Kann sie das schaffen, John?«

»Einen normalen Werwolf schon.«

»Aber nicht ihn!«

»Damit muß ich rechnen.«

Ray schlug mit beiden Händen auf den Tisch und konnte ein Lachen nicht unterdrücken. »Das ist ja verrückt, John. Das kann ich dir nicht abnehmen. Du weißt es und willst dich trotzdem stellen?«

»Genau.«

»Aber womit, zum Henker, willst du ihn besiegen? Kannst du mir das sagen?«

Ich zündete mir eine Zigarette an, weil ich mir etwas durch den Kopf gehen lassen mußte und Zeit gewinnen wollte. Nach

dem ersten Zug erklärte ich Ralston, um was es ging. »Es gibt eine Waffe, die Semerias töten kann, Ray.«

»Ach ja?«

»Ich hätte schon bei meiner ersten Begegnung damals daran denken sollen, aber leider ist man nicht perfekt. Ich muß sie mir nur holen, verstehst du?«

»Das läßt mich hoffen. Was ist das denn für eine Waffe?«

»Ein Schwert«, sagte ich leise.

Sein Blick wurde starr. »Sind wir jetzt im Mittelalter bei den Rittern?«

»Das nicht, aber Schwerter gab es schon immer. Auch zu prähistorischen Zeiten.«

»Und so ein prähistorisches Schwert brauchst du, um Semerias zu vernichten?«

»So ungefähr.«

»Wo findet man das?«

»Es ist ein besonderes Schwert. Eine Freundin von mir besitzt es. Die Waffe hat eine goldene Klinge. Ihre Besitzerin und sie selbst stammen ebenfalls aus Atlantis. Die Person heißt Kara. Sie ist damals schon dem ersten Werwolf in den Weg getreten und hat dessen Pläne vereiteln können. Leider konnte sie ihn nicht vernichten. So werde ich wohl jetzt einen zweiten Anlauf nehmen müssen.«

»Hört sich wahnsinnig toll an. Märchenhaft und phantastisch! Du willst dir das Schwert mit der goldenen Klinge besorgen?«

»Es wäre die Chance.«

Ray nickte einige Male. »Dann geh doch los und hole es. Lauf, ich warte hier auf dich.«

Mein Lächeln fiel mehr als dünn aus. »So einfach ist es nicht. Ich kann wirklich nicht losgehen und das Schwert holen. Es ist sehr kompliziert. Ich müßte versuchen, meine Freundin darüber

zu informieren, daß ich es brauche.«

Hinter der Theke stand ein Telefon. »Laß dir den Apparat geben, John, ruf sie an.«

»Wo sie sich aufhält, gibt es kein Telefon.«

»Steckt sie im Dschungel?«

»Nicht ganz.«

Er stemmte seine Ellbogen auf den Tisch und schaute mich scharf an. »Wenn ich dich ja nicht so einigermaßen kennen würde, John, müßte ich annehmen, daß du jetzt versuchst, mich zu verarschen. Aber das hast du doch nicht vor - oder?«

»Stimmt.«

»Ich weiß aber nicht, was ich von all dem halten soll.«

»Und deshalb, mein lieber Ray, wird es auch bei unseren Plänen bleiben. Wir werden getrennt marschieren. Versuche du, die Gassen leer zu halten. Ich kümmere mich um die anderen Dinge.«

»Und wenn er nun nicht auftaucht?«

»Um so besser für uns.«

»Auf die nächste Nacht bin ich gespannt«, flüsterte Ralston und spürte, wie sich eine Gänsehaut auf seinen Armen bildete.

Vollmond!

Ich sah ihn vom Geschäft aus, in dem ich mich seit Umbruch der Dämmerung aufhielt und einen Platz nahe der Tür eingenommen hatte.

Er leuchtete noch nicht so voll und klar wie in der tiefen Nacht, aber die Blässe würde mit zunehmender Dunkelheit verschwinden, dann stand er wie ein unheimlicher Herrscher am Himmel, der alles unter seine Kontrolle gebracht hatte.

Ab nun galt es, denn die Dunkelheit war die Zeit des Bösen, der Schattengeschöpfe, die sich in zahlreiche Kategorien aufteilten, in Werwölfe, Vampire, dämonische, geisterhafte

Gestalten und unheimliche Todesboten. Das hatte sich seit Urzeiten nicht geändert.

Ich gehörte zu den wenigen Menschen, die davon wußten. Die Mächte der Finsternis hielten sich zumeist verborgen, selbst in der Nacht traten sie nicht offen hervor, denn sie kannten genügend Verstecke, in die sie die Menschen hineinlocken konnten.

Wie eben das Wesen aus dem Spiegel.

Es gab für mich keinen Zweifel mehr, daß Semerias den Weg zurück gefunden hatte. Er war der erste Werwolf, den Atlantis hervorgebracht hatte, und er gehörte nun mal zu den uralten Kreaturen, denn vor den Menschen waren die Wölfe.

Zudem war ich davon überzeugt, daß er sich noch in einem Stadium der Verwandlung befand. Er war kein Werwolf, wie ich ihn aus vielen Fällen kannte, sein Aussehen war doch anders. Flacher das Gesicht, nicht mit dieser langen spitzen Schnauze versehen, obgleich ihm das Mordgebiß schon gewachsen war.

Ich trat vom Fenster weg und wieder zurück in den Laden. Ray Ralston war gegangen. Er hatte meinem Plan schließlich zugestimmt. Wie er es schaffte, die Menschen dazu zu bringen, in ihren Häusern zu bleiben, war sein Problem. Ich hatte ihm nur den Rat gegeben, sie an den schrecklichen Tod des Walt Temple zu erinnern. Möglicherweise half das.

Die Gasse vor mir war ruhig. Da rührte sich nichts. Nicht einmal eine Katze huschte über das Pflaster. Auch der Wind fand dem Weg nicht so recht hierher. Ich sah Papierfetzen auf der Straße, die sich nicht bewegten.

Der Vollmond schien die Menschen vertrieben zu haben. Die alten Fassaden wirkten trist und leer, selbst die Fenster konnten den trüben Eindruck nicht mildern. Hinter vielen Scheiben schimmerte Licht. Es schien mir meilenweit entfernt.

Ich blieb zwischen all dem Plunder im Laden stehen. Das Licht hatte ich gelöscht. Um mich zu orientieren, verließ ich

mich auf den Schein meiner kleinen Leuchte.

Wenn ich die Hand bewegte und den Lichtstrahl wandern ließ, huschte er lautlos über die Masken und Fetische an den Wänden hinweg, riß sie für einen Moment aus der bedrückenden Schwärze hervor, hauchte ihnen ein zuckendes und böse wirkendes Sekundenleben ein, um sie dann wieder in der Finsternis verschwinden zu lassen.

Ich fühlte mich beobachtet. Hinter den leeren Augenhöhlen der Masken hatten sich Geister versteckt, die mich nicht aus der Kontrolle ließen. Es war ein Laden voller Geheimnisse und Rätsel.

Hier blühte das Grauen im Verborgenen, die Kräfte des Spiegels hatten sich auch auf die anderen Requisiten übertragen.

Meine Schritte klangen dumpf. Ich konnte nicht vermeiden, daß ich irgendwo gegenstieß. Zuviel stand herum, zuviel hing von der Decke herab und streifte mein Haar.

Als ich mit der Schulter den Deckel eines offenstehenden Violinenkastens berührte, klappte er mit einem schwappenden Geräusch zu. Es hörte sich an, als wäre ein Sargdeckel geschlossen worden.

Ich bewegte mich in die mir unbekannten Ecken des Ladens. Zuvor aber schaute ich mir den Spiegel noch einmal an. Die Stille war beklemmend, wenn ich stehenblieb und dabei nur meinen eigenen Atem hörte. Vor mir stand der Spiegel.

Ich legte meine Handfläche gegen ihn. Er fühlte sich kalt an. Eine irgendwie eisige Schicht schien die Fläche einzuhüllen und nicht nur das. Es kam mir vor, als umgäbe sie den ganzen Spiegel nebst Rahmen.

Ich zog die Hand wieder zurück. Kalt war die Haut geworden. Die Fläche zeigte ein geheimnisvolles Schimmern. Sie gab mein Spiegelbild zurück, aber düster und geheimnisvoll, als wäre der Spiegel dabei, es tief in die Fläche zu saugen.

Er wirkte hier wie ein Fremdkörper, wie eine Insel, die aber alles beherrschte.

Ich drehte ihm den Rücken zu, fühlte mich aber kaum besser, denn irgendwie hatte der Spiegel alles unter seiner Kontrolle. Er dirigierte hier, er war der beherrschende Gegenstand innerhalb dieses ungewöhnlichen Geschäfts.

Wieder huschte der Strahl meiner Lampe durch den Raum. Er war wie ein Windhauch, beinahe lautlos, er glitt in jede Ecke, in jeden Winkel und auch in den Zwischenraum neben einem schmalen Regal, der wie ein kleiner Tunnel wirkte.

Es war ein Gang, nicht sehr lang oder breit. Er endete schon nach ein paar Yards.

Der Grund dafür war simpel.

Eine Stiege führte zur Decke hoch. Sie hatte an der rechten Seite ein Geländer, das ebenso wie die Stufen aus Holz bestand.

Ich ließ den Lichtstrahl über die Decke wandern und sah sehr deutlich den Umriß einer Luke. Sie war breit genug, daß ich hindurchklettern konnte.

Luken gab es eigentlich nur bei Dachwohnungen, die man von unten erreichen wollte. Wenn ich sie öffnete, wohin gelangte ich dann? In die Wohnung der nächsten Etage? Etwa bei fremden Leuten, wo ich erschien wie ein Geist?

Das war möglich. Andererseits konnte ich mir nicht vorstellen, daß Mieter es zuließen, wenn zu ihrer Wohnung ein fremder Einstieg führte. Ich ging davon aus, daß der Raum, der über der Luke lag, noch zu Temples Laden gehörte.

Einmal neugierig geworden, stieg ich die Stufen hoch. Sie hielten mein Gewicht aus, bewegten sich nicht einmal. Die Luke war nicht verschlossen. Mit der Schulter drückte ich gegen das Holz und schaffte es, die Luke anzuheben.

Sehr langsam schwang sie hoch.

Ich fing sie ab, damit sie nicht mit einem Krachen auf den

Boden fiel, und brachte den Rest der Stufenleiter hinter mich. Dunkelheit hüllte mich ein.

Durch kein Fenster drang Licht, denn die Scheiben waren durch Vorhänge verdeckt.

Langsam wie eine Schildkröte kroch ich in den Raum. Ich richtete mich auf. Das Licht hatte ich ausgeschaltet. Im Dunkeln blieb ich stehen und ließ die Atmosphäre auf mich wirken.

War sie normal oder nicht?

Zunächst einmal sehr muffig. Es roch nach altem Staub, nach Vergangenheit, nach Dingen, die jemand abgestellt und dann vergessen hatte. Nicht einmal unnormal.

Aber da war noch etwas, das mich störte. Ich konnte nicht sagen, was mir dieses Gefühl eingab. Wieder einmal fühlte ich mich beobachtet. Unheimliche Augen hielten ihre düsteren Blicke auf mich gerichtet. Die Dunkelheit verwandelte sich in schwarzes Eis, das über meinen Körper kroch und mich frösteln ließ.

Dieser Raum barg ein Geheimnis. In der Dunkelheit war es gut verborgen, und mir blieb nichts anderes übrig, als abermals die Lampe einzuschalten, um herauszufinden, was mich da auf eine latente Art und Weise bedrohte.

Das Licht schnitt in die tiefe Schwärze. Meine Schuhe hatten Staub aufgewirbelt. Seine unzähligen Partikel tanzten im Lichtstrahl der Lampe, der jetzt im Uhrzeigersinn wanderte - und die Gegenstände erfaßte, die hier aufgebaut worden waren.

Ich hielt den Atem an.

Das konnte nicht wahr sein, das war unmöglich.

Nein, das ...

Vor mir standen Figuren.

Daß es mehrere waren, sah ich an den Schatten, die genau die Figur einrahmten, die voll von meinem Lichtstrahl getroffen worden war. Es war eine Person, die ich kannte und die ich nie

im Leben hier vermutet hätte.

Kara, die Schöne aus dem Totenreich!

Wie vom Blitz getroffen war ich stehengeblieben. Ich merkte, wie sich mein Herzschlag beschleunigte. Adrenalinstöße putschten durch meinen Körper, die Kälte auf meinem Rücken blieb, und ich schaute direkt in das angeleuchtete Gesicht Karas, Ich sah die feinen Züge, das schwarze Haar, ihr langes Gewand, ich sah auch das Schwert mit der goldenen Klinge.

Mein Gott, wie war das nur möglich?

Im Hals spürte ich ein Kratzen. Meine Gedanken wirbelten wie die Staubpartikel, und ich hatte das Gefühl, vor der Lösung zu stehen, wobei ich nur mehr zuzupacken brauchte, um sie zu begreifen.

Das war nicht möglich. Es gab noch eine Wand, die mich blockierte. Ich kam einfach nicht durch.

Dafür bewegte ich meine Hand nach rechts. Andere Figuren, auch alle in Lebensgröße standen dort.

Und wieder erwischte mich die Überraschung, als ich das Skelett des Schwarzen Todes sah, den Myxin, den kleinen Magier, den Eisernen Engel ebenfalls, zudem andere Gestalten, die ich nicht kannte. Manche sahen aus wie Phantasiegeschöpfe von Comiczeichnungen, halb Mensch, halb Tier, böse Mutationen eben.

Aber auch Krieger, die sich aufrecht dem Bösen entgegenstemmten. Ich sah Zauberer und gefährliche Hexen, denn zwei Drittel der Zimmerwände wurden von diesem atlantischen Sammelsurium eingenommen.

Das war ein Hammer. Damit hatte ich nicht gerechnet. Atlantis hier oben auf dem Dachboden, ein Querschnitt durch diesen Kontinent. Woher hatte Temple das gehabt?

War es sein Bruder, der Seefahrer, gewesen, durch den er an diese rätselhaften Souvenirs gekommen war? Es mußte einfach

so gewesen sein, denn Eric Temple hatte ja auch den Spiegel von einer seiner Reisen mitgebracht.

In mir drängte sich der Wunsch auf, ihn zu sprechen. Mich interessierte natürlich brennend, wo er all diese Gegenstände gefunden und wer sie hergestellt hatte. Waren sie so alt wie Atlantis, oder hatte sie jemand nachgebildet? Anhand von alten Skizzen oder irgendwelcher Eingebungen. Bisher hatte ich noch nicht festgestellt, aus welchem Material die Figuren bestanden. Ich trat sehr dicht an sie heran und suchte mir den Schwarzen Tod aus.

Er war mein erster Supergegner gewesen. Durch die Macht meines Bumerangs schließlich hatte ich ihn vernichten können. Noch nie war es mir gelungen, so dicht vor ihm zu stehen, ohne daß sich dabei die unterschiedlichsten Gefühle entluden.

Selbst als Figur strömte er noch etwas von seiner grauenhaften Kraft aus. Dieser häßliche schwarze Schädel, gegen den ich klopfte und damit den Beweis hatte, daß er aus Holz bestand. Das schloß ich aus dem dumpfen Echo.

Er war einfach abstoßend, und selbst auf seine Sense hatte der Künstler nicht verzichtet.

Mir erschienen die Figuren so, als würden sie nur darauf warten, so schnell wie möglich erwachen zu können. Einfach die Starre abschütteln und zuschlagen.

Ich grinste das Monstrum kalt an. »Nein«, flüsterte ich, »die Zeiten sind vorbei.«

Dann blieb ich vor Myxin stehen.

Der kleine Magier und Karas Partner war ebenfalls hervorragend getroffen. Sogar das leichte Grün seiner Haut schimmerte durch. Wie immer trug er seinen dunklen Mantel, der ihm bis über die Knie reichte.

Ich strich über sein Gesicht. Das Holz fühlte sich weich an, als bestünde es nur aus einer dünnen Schicht, die einen anderen

Stoff verborgen hielt.

Karas Gesicht zeigte eine wunderbare Weichheit, aber in den dunklen Augen las ich eine gewisse Entschlossenheit. Beinahe hatte ich den Eindruck, daß sie lebendig war.

Mein Blick streifte ihr Schwert und ich dachte daran, was ich dem Kollegen Ralston gesagt hatte. Den Werwolf mit einem Schwert zu töten, das aus Atlantis selbst stammte, das wäre möglicherweise die Lösung aller Probleme gewesen.

Davor aber stand der Spiegel. Stand er in einem unmittelbaren Zusammenhang mit diesen Figuren aus längst vergangener Zeit? Ich konnte mir vorstellen, daß dies so war, denn wer wußte schon, welche Rätsel dieser alte Kontinent noch verbarg?

Okay, ich hatte die Figuren gesehen, ich wußte, daß sie hier oben standen, und ich selbst hatte hier nichts mehr zu suchen. Wichtig war einzig und allein der Werwolf.

Ein Opfer hatte er schon gerissen. Trotz seiner vielen Kreuze in der Wohnung war es Walt Temple nicht gelungen, sich vor dem Grauen zu schützen.

Diese Bestie mußte verdammt mächtig sein. Aber auch hinterhältig und raffiniert.

Ich trat den Rückweg an. Die Luke hatte ich nicht wieder geschlossen. Ich drückte mich hindurch und schritt die Stiege so behutsam wie möglich nach unten.

Auf halber Strecke blieb ich stehen.

Aus dem Laden unter mir drangen schreckliche Geräusche. Ich hörte einen wilden Schrei, dann ein Fauchen, auch hämmernde und pochende Schritte, und wenige Augenblicke später knallte eine Tür zu.

Wie festgewachsen stand ich auf der Stiege. Zahlreiche Gedanken wirbelten durch meinen Kopf. Sie formierten sich sehr bald zu einem einzigen Resultat.

Semerias war aus dem Spiegel geflohen.

Jetzt war er da!

Mit einem gewaltigen Sprung hatte ich den Rest der Stufen hinter mich gebracht.

Ich hetzte durch den Laden, warf einige Gegenstände um, kümmerte mich nicht darum und folgte dem tanzenden Lichtstrahl, den meine Leuchte abgab.

Mit der rechten Schulter streifte ich noch die Kante des Weichholzschranks, dann hatte ich es geschafft.

Ich stand vor dem Spiegel.

Ich leuchtete ihn an.

Und ich zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen, denn der Spiegel sah nicht mehr so aus wie noch vor einer halben Stunde.

Es gab keine Fläche mehr, in der ich mich hätte sehen können. Der geschnitzte Rahmen war vorhanden, aber er umrundete eine dunkle, fast schwarze Spiegelfläche, die nichts mit dem eigentlichen Begriff gemeinsam hatte. Vor Wut trat ich dagegen.

Sie war hart wie Eisen. Und noch immer bewegte sich das Ding um keinen Millimeter zurück.

Ich versuchte es mit dem Kreuz. Wenn der Werwolf schon entkommen war, dann wollte ich ihm zumindest den Rückzug versperren. Es tat sich nichts, das dunkle Glas hielt allen Angriffen stand.

Nachdem meine erste Wut verraucht war und ich wieder klar denken konnte, fiel mir etwas ein, als ich den Spiegel betrachtete. Das schwarz gewordene Glas hatte bei mir eine Assoziation ausgelöst, denn dieses schwarze Glas hatte ich schon einmal beim Anblick der Schattenburg gesehen.

Es war nur eine Annahme und auch nicht nachzuweisen, dennoch konnte ich mir vorstellen, daß der Spiegel hier aus dem gleichen Material bestand wie die Schattenburg.

War das logisch - unlogisch?

Nein, es hatte keinen Sinn, wenn ich in diesem Fall über

Logik und Unlogik nachdachte. Damit konnte ich die Gesetze der Magie nicht begreifen. Ich mußte sie einfach hinnehmen und darauf reagieren. Und hier im Laden war für mich nicht mehr der richtige Ort. Zwar hatte ich Semerias nicht gesehen, doch ich ging einfach davon aus, daß er sich befreit hatte.

Die Gassen der Angst, dachte ich. Verdammt noch mal, jetzt würde er durch die engen Schluchten schleichen und sich die nächsten Opfer suchen. Der Vollmond schien, Monstren wie dieser Werwolf wurden dann von der Gier nach Blut überschwemmt.

Bis zur Tür war es nicht mehr weit. Hier erhielt ich den nächsten Beweis.

Sie war aufgerissen worden und nicht mehr zurück ins Schloß gefallen.

Das Zeichen einer Flucht!

Ich ballte die Hände zu Fäusten und spürte den kalten Schweiß auf meiner Haut. Dennoch war ich vorsichtig, als ich die Tür öffnete. Niemand sollte mich überraschen können, aber es war auch keiner da, der im Hausflur auf mich lauerte.

Im ganzen Haus war es sehr still, was mich wiederum bei einem vierstöckigen Gebäude wunderte. Es gab zwar kein Klingelbrett mit den Namen der Mieter, doch es war sehr unwahrscheinlich, daß hier niemand wohnen sollte.

Oder wußten die Bewohner Bescheid? Spürten sie etwas von der Angst, die hier lauerte?

Ich ging auf die Haustür zu und wollte sie schon öffnen, als ich hinter mir ein Geräusch hörte.

Blitzschnell fuhr ich herum und ging dabei gleichzeitig einen Schritt zur Seite.

Nichts war zu sehen.

Aber das Geräusch hatte ich gehört und mir nicht etwa nur eingebildet. Ich dachte über seinen Klang nach. Es hatte

durchaus sein können, daß Metall gegen Metall geschlagen war und dieses seltsame Klingeln erzeugt hatte.

Im Hausflur nicht, an der Treppe auch nicht. Welche Möglichkeiten gab es noch?

Ich drehte den Kopf etwas nach links und schaute gleichzeitig nach vorn.

Die zweite Tür. Der Eingang zur Wohnung des Händlers. Das war möglicherweise die Lösung.

Ich saugte die Luft durch die Nasenlöcher ein. Kalte Schauer legten sich auf meinen Rücken.

Diesmal verließ ich mich auf die Beretta, als ich mich mit vorsichtigen Schritten der zweiten Tür näherte. Sie war geschlossen, ich drückte sie auf.

Erst vorsichtig, dann rammte ich sie mit einem Fußtritt nach innen. Ich schaute in den Raum, ich sah die Kreuze, die Einrichtung, ein offenes Fenster, ich lief hin, und das genau war mein verdammt Fehler.

Den Schatten an der rechten Seite sah ich zwar, allerdings sehr spät und nur aus dem rechten Augenwinkel. Man hatte mir eine Falle gestellt, das offene Fenster hatte demjenigen, der sich hier aufhielt, nicht als Fluchtweg gedient, denn der andere hatte im toten Winkel gestanden und auf mich gelauert.

Er schlug zu.

Was es war, sah ich nicht. Irgendein langer und harter Gegenstand, der mich am Kopf erwischte hätte, wäre ich nicht im letzten Augenblick noch weggetaucht.

Er traf meine Schulter.

Eine Keule, ein harter Sandsack? Die Gedanken zerplatzten vor meinen Augen, so wie die Kreuze sich im Feuerwerk auflösten; als es mich zu Boden drosch. Ich fiel gegen den Tisch, warf ihn um und drückte ihn dabei etwas zurück, was mein Glück war, denn der zweite Hieb traf mit einer ungeheuren

Wucht nur die Kante des Tisches.

Ich prallte hart auf und rollte mich herum. Die Beretta hielt ich noch in der rechten Hand, aber diese war durch den Schlag gegen die Schulter taub geworden.

Ich wollte mich zur anderen Seite werfen, als ich den Schatten abermals sah. Diesmal hetzte er zum offenen Fenster. Dabei hörte ich den Mann fluchen. Zumindest war es kein Werwolf, sondern ein Mensch.

Damit war mir zwar auch nicht geholfen, doch dieser Mensch nahm seine Chance nicht wahr.

Er floh.

Die Öffnung war groß genug, um mit einem Sprung hindurchzuhechten. Ich hörte noch seinen Aufprall, dann war ich allein, hockte neben dem umgestürzten Tisch und verfluchte mich selbst.

Wer aber war der Kerl gewesen? Hatte Semerias hier noch einen Helfer im Haus? Oder war es nur ein Einbrecher gewesen? Vor den Kreuzen jedenfalls hatte er keine Furcht gezeigt, die hingen nach wie vor an den Wänden.

Erst jetzt spürte ich den Schmerz, aber es gelang mir, die Hand zu bewegen. Das wiederum bedeutete, daß mich der Gegenstand wohl mehr gestreift als voll getroffen hatte.

Ich rappelte mich hoch und dachte daran, daß ich jetzt nicht nur einen, sondern mindestens zwei Gegner hatte. Diese Nacht geizte nicht mit bösen Überraschungen ...

Vollmond!

Er war der Gebieter der Nacht, er schickte sein fahles Licht in jeden Winkel, in jede Nische und leuchtete gegen die Fenster der Wohnungen, in denen die Menschen lebten.

Viele gab es, die sich vor dem Vollmond fürchteten, denn sein Licht und seine Strahlen brachten sie durcheinander und veränderten ihr Verhalten.

Er verursachte schwere Schlaflosigkeit, da war die Kurve des Bio-Rhythmus gestört, da reagierten Menschen auf Kleinigkeiten völlig anders als sonst.

Manche wurden aggressiv, drehten regelrecht durch, andere wiederum verfielen in eine starke Lethargie und taten überhaupt nichts mehr. Der Schein des Mondes vergrößerte eben kleine Unterschiede zu sehr breiten Gräben.

Auch Paula Devine gehörte zu den Menschen, die unter dem Vollmond litten. Bei ihr trat dieses Leiden sowohl am Tage als auch in der Nacht auf.

Am Tag fühlte sie sich matt, kaputt, als hätte sie wie irre gearbeitet. Bei Einbruch der Dämmerung änderte sich dies. Da fühlte sie sich wie gedopt. Sie wurde agil, sehr aktiv, sie hätte alles unternehmen können, als wäre ihr Blut gegen prickelnden Champagner ausgetauscht worden.

Aber Paula wußte auch, daß der Dämmerung eine Nacht folgte, in der sie für nichts garantieren konnte. Als Kind hatte die heute Zweiundvierzigjährige immer über die Menschen gestaunt, die von ihrer Mondsüchtigkeit berichteten und davon, daß sie in der Nacht aufgewacht und schlafgewandelt waren.

Das war als Kind gewesen.

Heute dachte sie anders darüber, denn seit einiger Zeit reagierte sie ebenso. Auch sie gehörte zu den mondsüchtigen Personen, die in der Nacht aufstanden und umherwandelten.

Im Anfang hatte sie sich gewundert, daß sie manchmal neben ihrem Bett aufgewacht war. Später hatte sie sich im Nebenraum wiedergefunden, auch mal im Flur, dann sogar auf dem Hof, zitternd vor Kälte und zusammengekauert.

Da erst war ihr richtig klar geworden, unter welchem Schicksal oder Krankheit sie litt. Es war ein regelrechter Schock für sie gewesen. Im Laufe der Jahre hatte sie sich daran

gewöhnt, doch in der Zeit vor dem Vollmond überfiel sie immer wieder die Angst und sie wurde schlimmer, je näher diese Zeit heranrückte. Jetzt war wieder Vollmond!

Sie hatte ihn von ihrem Fenster aus gesehen. Paula Devine wohnte in der letzten Etage des Hauses, praktisch in einer Dachkammer, wo die Wände schräg waren und die Fenster in Dachgauben eingebaut werden mußten. Auch in ihrem Alter noch wandelte sie herum, und sie fürchtete sich am meisten davor, aufzuwachen, das Fenster zu öffnen, auf das Dach zu steigen und in die Tiefe zu fallen.

Paula Devine lebte allein. Sie war nie verheiratet gewesen. Das Geld zum Leben verdiente sie sich schon seit Jahren in der nahen Fischfabrik und hatte es im Laufe der Jahre bis zur Vorarbeiterin gebracht. Sehr oft hatte sie mit dem Gedanken gespielt, aus der Gegend wegzuziehen, es aber immer gelassen, denn zu ihrer Arbeitsstelle war es nicht sehr weit. Sie konnte sie ohne Fahrzeug erreichen. Und die beiden Zimmer unter dem Dach waren groß genug. Zudem hatte sie sich auf eigene Kosten ein kleines Bad einbauen lassen.

Mit ihrer Figur war sie nie zufrieden gewesen. Immer hatte sie sich als zu dick empfunden, aber dafür hatte sie auch keine Falten, was ihrem runden Gesicht guttat, das sie selbst oft genug mit dem Anblick eines Vollmonds verglich.

»Der Speck muß weg!«

Wie oft hatte sie diesen Satz gesagt, auch diverse Diäten ausprobiert, die natürlich Erfolg zeigten, aber die Pfunde, die sie dabei verlor, waren schnell wieder drauf.

Sie aß halt zu gern ...

Ihr Haar hatte eine Farbe, die zwischen Blond und Rot lag. Es war sehr dünn, und Paula machte das Beste daraus, indem sie es zurückkämmte und im Nacken verknotete.

Ihr Wohnung hatte sie so hübsch wie möglich eingerichtet, und es gehörte bei ihr schon zur Tradition, daß sie sich die

letzten beiden Wochen des Jahres in der eigenen Wohnung aufhielt und da ein paar faule Tage verbrachte.

In ihrem Leben hatte es einige Beziehungen gegeben, aber das war nie sehr tief gegangen. Sie kam ganz gut allein zurecht. Wenn sie Unterhaltung brauchte, dann spielte sie mit dem kleinen Tiger Frechdachs, so hatte sie ihren Kater genannt.

Es ging ihr recht gut, wenn da nur nicht diese verdammte Krankheit gewesen wäre.

Vollmond eben ...

Sie ängstigte sich davor. Schon am Nachmittag stand sie am Fenster und schaute in den Himmel. Da war er dann als blasse Scheibe zu sehen, die hinter den Wolken schimmerte. Hier an der Küste gab es nicht viele dickwolkige oder neblige Tage, zumeist fegte der Wind die Wolken weg. Wenn der Himmel dann aufriß und der Mond richtig leuchten konnte, war es besonders schlimm. Da spürte sie dessen Kraft, die Paula schon deshalb als grausam empfand, weil sie das Gefühl hatte, von ihr übernommen zu werden. Sie wurde dann zu einer anderen Person, zu einem Schattenwesen, das einfach nur neben ihr stand.

Wieder war der Himmel klar.

So verflucht klar und sie wußte, daß der Mond in der folgenden Nacht besonders stark scheinen würde. Schon jetzt kribbelte es in ihrem Körper, als hätte ein Blutaustausch stattgefunden, und sie war voller Unruhe in ihrer Wohnung auf- und abgegangen.

Bis der Besucher gekommen war.

Der Mann hatte sich als Inspektor Ray Ralston vorgestellt und war sehr ernst gewesen.

Sie hatte ihm einen Platz angeboten und ihm für einige Minuten stumm zugehört.

Er wollte sie vor der Nacht warnen und vor dem Mörder, der

eventuell durch die Gassen streifte.

Paula konnte das nicht akzeptieren. Sie hatte einige Male den Kopf geschüttelt und gefragt, wie er darauf kam.

»Sie haben sicherlich von dem Mord an Walt Temple gehört.«

»Dem Trödler?«

»So ist es.«

Paula hob die Schultern. »Tja, ich weiß nicht so recht. Gehört habe ich davon, aber auch von den Gerüchten, die sich um diese Tat ranken. Ich habe nur keine Ahnung, wie ich sie einordnen soll.«

»Denken Sie einfach daran, daß die Tat Ihre schlimmsten Vorstellungen noch übertrifft.«

Paula Devine hatte die sehr ernst klingende Antwort genau verstanden, dennoch weigerte sie sich, diese Worte ernst zu nehmen, weil sie sich ihr Gegenüber einfach nicht als einen Polizisten vorstellen konnte. Dieses etwas kindlich wirkende Gesicht mit den Pausbacken, dazu die blonden Haare fast streichholzkurz geschnitten. Die dicke, dunkle Hornbrille wollte nicht so recht zu diesem Äußeren passen und verzerrte den Gesamteindruck. Dieser Knabe war ihrer Meinung nach eher ein Bankangestellter als ein Polizist.

»Das ist ja alles sehr nett, Mr. Ralston, aber was habe ich damit zu tun?«

»Direkt nichts. Ich möchte Sie nur bitten, im Haus zu bleiben. Ich habe mit vielen Bewohnern dieses Viertels gesprochen und ...«

»Wer hat Ihnen denn geglaubt, Inspektor?«

Ralston räusperte sich. »Nicht sehr viele, wenn ich ehrlich sein soll, aber ich hielt es für meine Pflicht.«

»Ja, schon gut.« Sie stand auf. »Möchten Sie einen Schluck, oder sind Sie im Dienst?«

»Ich bin durch.«

»Zum Abschluß einen Weinbrand. Einen spanischen habe ich im Haus, der wird Ihnen munden,«

»Einverstanden.« Er schaute Paula nach, wie sie zum Sideboard ging. Darauf stand ein großes Tablett mit Flaschen und Gläsern.

Paula trug im Haus zumeist Leggings. Sie umspannten ihre Beine sehr eng. Da das bunte weite Sweatshirt nur knapp bis zu den Oberschenkeln reichte, zeichneten sich ihre Beine auch noch dort ab, wo sie endeten und in gewisse Rundungen übergingen, die dem Polizisten gefielen, deshalb gestattete er sich auch ein kleines Lächeln. Paula Devine gönnte sich ebenfalls ein Glas. Sie trug hochhackige Schuhe und stöckelte wieder zurück. Gelassen nahm sie Platz.

»Cheers, Inspektor, Auf was trinken wir?« Sie lächelte dabei und streifte mit dem Glasrand ihr Kinn.

Ray Ralston blieb ernst. »Lassen Sie uns darauf trinken, daß wir die folgende Nacht überleben.«

Paula erschrak. »So schlimm sehen Sie das?«

»In der Tat.«

Sie trank hastig und strich über ihr Haar. »Inspektor, Sie tun so, als würden Sie den Mörder kennen und genau wissen, daß er wieder unterwegs ist.«

Er nickte. »Damit rechnen wir.«

»Verdammt, dann fangen Sie ihn doch!«

Ralston zeigte ein säuerliches Grinsen. »Wenn das so einfach wäre, würde ich jubeln.«

»Hält er sich versteckt?«

»Auch das.«

»Wissen Sie, wer der Täter ist?«

»Ich nehme es an.«

»Und wer? Kenne ich ihn? Ist es einer aus dieser Gegend?

Sagen Sie ehrlich ...«

»Könnte sein.«

Paula starrte ihn an. Ihr Gesicht war leicht geschminkt. Sie hatte einen blassen Puder aufgetragen und roch noch nach dem Duschgel. Ralstons Worte waren bei ihr nicht ohne Wirkung geblieben, denn er sah, wie ein Schauer über ihre Haut lief und sie für einen Moment die Lippen zusammenpreßte.

»Glauben Sie mir nun?«

Sie leerte das Glas. »Ich weiß es nicht. Ich denke dabei auch mehr an mich.«

»Das ist gut.«

»Aber nicht so, wie Sie vielleicht meinen. Mir geht es dabei um eine sehr persönliche Sache.«

»Zu persönlich für mich?«

Paula zögerte mit der Antwort. Um Zeit zu gewinnen, stand sie auf und goß sich einen zweiten Drink ein. Unhörbar schlich ihr Kater an sie heran und rieb seinen Körper an ihren Waden. Als er anfang zu quengeln, bückte sie sich und streichelte ihn.

Das Tier begleitete sie auch zurück zum Tisch und blieb neben ihren Füßen schnurrend liegen. »Nein, Inspektor, nicht zu persönlich«, flüsterte sie und starrte gegen ihr Glas. »Es - es betrifft eigentlich viele Menschen und hängt mit dem Vollmond zusammen.«

»Verstehe. Sie leiden darunter.«

»Das kann man sagen.«

»Sehr stark?«

»Ich würde schon von einem Extrem sprechen«, erwiderte sie. »Ich gehöre zu den Personen, die mondsüchtig sind.«

Ralston rückte die Brille zurecht. Er beugte sich etwas vor. »Soll das heißen, daß Sie in der Nacht aufstehen und anfangen, umherzuwandern?«

»Genau das.«

»Wo?«

Sie hob die Schultern. »Das weiß ich nie. Es ist auch unterschiedlich. Wenn sich Wolken vor den Mond geschoben haben, erlebe ich seine Kraft nicht so extrem. Ist der Himmel jedoch frei, so wie heute, dann kann es schlimm werden.«

»Und Sie können nichts dagegen tun?«

»Nein.«

»Haben Sie es versucht?«

»Es gibt kein Mittel, Mister!«

Er hob beide Hände. »Waren Sie schon einmal in Behandlung? Haben Sie es mit autogenem Training versucht? Ich hörte davon, daß diese Krankheit so geheilt werden kann.«

»Das ist für mich jetzt zu spät.«

»Dann später ...«

»Ich weiß es nicht, Inspektor. Jedenfalls bin ich mondsüchtig und spüre das Kribbeln wieder in mir, obgleich es noch nicht finster geworden ist. Das ist, als wäre mein Blut ausgetauscht worden. Haben Sie so etwas schon einmal erlebt?«

»Nicht bewußt.«

»Seien Sie froh. Es ist nicht angenehm, wirklich nicht. Sie kommen sich vor, als befänden Sie sich in einem Zwischenstadium. Sie sind wahnsinnig aktiv, ohne jedoch etwas unternehmen zu können, weil sich ihre Gedanken einfach verlieren. Und deshalb schaffen Sie dann überhaupt nichts mehr. Aber wenn Sie einmal eingeschlafen sind, ist es wie ein Fall in die Ohnmacht, und Sie wissen auch nie, wo Sie aufwachen. Ich habe da schon die wildesten Überraschungen erlebt.«

»Das ist natürlich gefährlich«, gab Ralston zu, der sehr genau zugehört hatte. »Sie wissen jetzt, was passieren kann, jedenfalls in dieser Nacht. Wäre es dann nicht besser, wenn Sie sich zurückziehen?«

»Was meinen Sie damit?«

»Sie ziehen hier aus, Mrs. Devine.«

Paule lachte ihm ins Gesicht. »Das ist doch nicht Ihr Ernst, Inspektor. Wo soll ich denn hin?«

»Sagen wir so. Sie ziehen hier in dieser Nacht aus. Sie schlafen woanders. Es gibt da einige Hotels, die ich kenne. Keine Nobelschuppen, aber sehr ordentlich und sauber. Packen Sie ihre Sachen ein, dann bringe ich Sie hin.«

Paula Devine sah aus, als würde sie nachdenken, was sie auch tat. Sie hatte den Blick gesenkt und strich mit den Handflächen über die Tischplatte. »Nein, Inspektor, das werde ich nicht tun. Ich bleibe hier. Ich laufe nicht vor einer Gefahr weg, die ich nicht sehen kann. Ich begreife sie einfach nicht.«

»Ist das Ihr letztes Wort?«

»In diesem Fall ja.«

Ray Ralston seufzte. Er drehte den Kopf und schaute zum Fenster, hinter dem die graue Dämmerung allmählich in die Dunkelheit des Abends übergang. Von seinem Platz aus konnte er den Mond gut sehen, der wie ein scharf aus dem Dunkel herausgeschnittenes Glotzauge am Himmel stand, als wollte er nur beobachten und auf seine Zeit warten, um richtig zuschlagen zu können.

»Sie sehen sich den Mond an, Inspektor?«

»So ist es.

»Macht es Ihnen nichts?«

»Nein, ich lasse mich nicht von ihm beeinflussen.«

»Einspruch, Euer Ehren. Jeder wird beeinflusst, das ist festgestellt worden. Der eine eben mehr, der andere weniger. Aber es ist genau zu messen. Nur merken Sie das eben nicht.«

Ralston schaute auf die Uhr. Er wollte nicht länger über die Mondsüchtigkeit diskutieren. Außerdem mußte er seine Runde drehen. »Ich werde jedenfalls in der Nähe bleiben, Mrs.

Devine.«

»Am Haus also?«

»Ja, das denke ich.«

Auch Paula erhob sich. »Dann bin ich ja beruhigt.« Sie lächelte. »Und wenn Sie eine Gestalt durch die Dunkelheit schleichen sehen, wissen Sie ja, wer es ist.«

Er schaute sie an. »Natürlich, an Sie werde ich mich erinnern.«

»Oh, welch ein Kompliment zum Abschluß.« Wie eine Operettendiva breitete Paula ihre Arme aus.

Ray Ralston konnte keine Freude empfinden. Bei ihm überwog das gegenteilige Gefühl - die Furcht ...

Er war frei, er bewegte sich durch die graue Dunkelheit. Lautlos schlich er in den anbrechenden Abend hinein. Er hatte seinen Schädel vorgestreckt, und in den Augen lag die Kälte des Todes, gepaart mit einer schon irrsinnigen Mordlust.

Seine Ohren hatten sich aufgerichtet. Das Fell lag glatt und mausgrau an seinem Körper. Er ging aufrecht wie ein Mensch, obgleich er eine Bestie war.

Bei seinem Körper stimmten die Proportionen nicht mit denen eines Menschen überein. Seine Arme waren langer, die Hände breiter und statt der Finger waren ihm Krallen gewachsen.

Er war nackt, aber er spürte die Kälte nicht. Es war sein Wetter, es war sein Mond, der am Himmel schien und ihn aus seinem Versteck hervogelockt hatte. Der Spender einer gewaltigen Kraft, ein Füllhorn, das seinen matten Glanz verstrahlte und alles beherrschte.

Er schlich durch die Gassen.

Es waren die Gassen der Angst geworden. Unsichtbar lauerte sie zwischen den Wänden, vergleichbar mit einem bösen schleichenden Gift, das sich durch nichts aufhalten ließ.

Er ging geduckt und schritt nie in der Mitte der engen Straßen. Immer hielt er sich dicht an den Hauswänden, die ihn mit ihren Schatten schützten.

Er wollte nicht gesehen werden, noch nicht ...

Dabei wußte er genau, daß er seit kurzem einen tödlichen Feind hatte. Ein Mann, der ihm nicht unbekannt war. Einer, den er haßte, der seine Schattenburg zerstört hatte, aber dem es nicht gelungen war, ihn zu vernichten. Und dafür sollte der andere bezahlen.

Noch nicht sofort, später erst, wenn er die Panik hier in diesem Viertel ausnutzen konnte.

Bei Mozart gab es den Odem der Liebe, er aber verbreitete den Atem des Todes.

Manchmal zischte er durch sein Maul, und dieses Geräusch wurde gleichzeitig von einem Knurren untermalt. Es war seine Musik, er stimmte sich ein, und er dachte nicht nur an seinen Mordtrieb, sondern auch an die Abrechnung mit seinem Feind, der den Weg zu ihm gefunden hatte. Zuvor aber würde er sich die Person holen, die dafür die Verantwortung trug, denn dieser Mann war unterwegs.

Er hatte ihn längst gesehen.

Semerias wußte, daß er blonde Haare hatte und eine dicke Hornbrille trug. Er hatte ihn schon zweimal gesehen, wie er in ein Haus hineingegangen war und es wenig später verlassen hatte.

So blieb der Werwolf ihm auf den Fersen.

Manchmal streifte ihn das aus den unteren Fenstern fallende Licht. Dann glänzte sein Fell für wenige Sekunden auf, als würde es vom Mondlicht bestrahlt werden, aber dieser, sein Freund, stand noch zu tief an einem schier endlos wirkenden Nachthimmel, umgeben von einem Kranz aus Sternen.

Ein paarmal schon hätte er sich auf Menschen stürzen und ein

Blutbad anrichten können, denn oft genug waren die Personen dicht an ihm vorbeigeschlichen.

Er hatte sich jedesmal zurückgehalten. Für ihn war dieser andere Mann wichtiger.

Ziemlich lange schon hielt er sich in einem gewissen Haus auf. Semerias spürte die innere Unruhe. Er hatte das Gefühl, einfach zu wenig zu wissen. Hier liefen die Dinge an ihm vorbei, und das paßte ihm überhaupt nicht.

Sollte er noch länger warten? Sollte er weitergehen oder wieder zurücklaufen und sich zuerst um seinen eigentlichen Feind kümmern?

Er wartete.

Minuten verstrichen. Autos fuhren kaum noch. Und wenn, dann füllten ihre Scheinwerfer die Gasse mit Licht, so daß sich Semerias gezwungen sah, in Deckung zu gehen. Dafür benutzte er eine Türnische, die breit und gleichzeitig tief genug für ihn war.

Der Mond schickte sein Licht in die Gasse. Wie ein breiter Strahl drang es hinein, ließ das alte Pflaster silbern glänzen und traf auch die lauernde Gestalt.

Der Werwolf wollte nicht in das Haus, nicht auf dem normalen Weg. Vielleicht gab es ja einen anderen, den er nehmen konnte. Er mußte sich nur vergewissern.

Deshalb ging er zurück.

Nach wenigen Schritten erreichte er einen schmalen Querweg, der zur hinteren Seite des Hauses führen mußte. Er huschte hindurch, begleitet von einem bösen Knurren, das sehr tief in seiner Kehle entstand.

Als er am Ende der schmalen Durchfahrt für einen Moment stehenblieb, leuchteten seine Augen noch stärker auf.

Er hatte etwas gesehen, das ihm ausgezeichnet gefiel. Jetzt konnte er nur noch hoffen, daß sich sein Opfer im Haus befand.

Im Hof gab es mehrere schmale Gebäude, die direkt an die Mauer der Häuser gebaut worden waren und für ihn eine ideale Höhe hatten. Mit einem einzigen Sprung konnte er leicht das Dach dieser primitiven Bauten erreichen, in denen die Ärmsten der Armen hausten.

Er hörte ihre Stimmen, er hörte ihr Geschrei, er sah die Lichter hinter den Scheiben, die hellen Flecken auf dem Erdboden.

Dann vernahm er Tritte. Er befand sich nicht allein auf dem Hof.

Semerias reagierte geschmeidig und blitzschnell. Mit einem heftigen Sprung schnellte er sich in die Höhe. Er krallte sich am Rand des Flachdachs fest, zog die Beine nach und blieb auf dem Bauch liegen, als zwei junge Männer die Stelle passierten, an der er noch vor kurzem gestanden hatte.

Er ließ sich Zeit.

Sehr langsam drückte er sich schließlich hoch. Seine Augen schienen sich dabei in hellgelbes Eis zu verwandeln, als er den Kopf in den Nacken legte und nach oben blickte.

Er war sehr sensitiv veranlagt. Besonders dann, wenn es um Personen ging, die zu ihm in einem gewissen Verhältnis standen. Er konnte sie spüren, ertasten und wußte auch jetzt, daß sein erstes Opfer in dieser Nacht nicht mehr weit entfernt war.

Oben ...

Irgendwo dicht unter dem Dach hielt es sich auf. Vielleicht da, wo die Gaube vorstand und das Licht auf die schmutzigen Dachpfannen fiel. Knapp darüber malte sich der Mondkreis ab.

Er hatte an Intensität gewonnen, er zeigte jetzt ein schon dichtes Gelb. Seine Kraft würde sich steigern, möglicherweise sogar vervielfachen, wer konnte das schon sagen?

Er rechnete damit.

Für einen Menschen wäre es fast unmöglich gewesen, an der

Hauswand hochzuklettern. Der Werwolf aber schaffte es. Er krallte sich fest, nutzte jeden Vorsprung aus und nahm die eine oder andere Fahnenstange als Stutze.

So arbeitete er sich weiter, bis er die Dachrinne erreicht hatte und sich an deren unterem Rand festklammerte. Er wartete für einen Moment, prüfte, ob sie auch hielt, war zufrieden und schwang sich geschmeidig über die Rinne hinweg. Auf der schrägen Dachfläche blieb er liegen, nicht weit von dem erleuchteten Gaubenfenster entfernt.

Das war sein Ziel. Dort würde er sein Opfer finden und es einfach zerreißen, wie er es schon einmal getan hatte.

Auf dem Bauch liegend, bewegte sich die Kreatur weiter. Semerias fühlte sich unbesiegbar. Schon in Atlantis hatte er Angst verbreitet, und das wiederholte sich jetzt, mehr als zehntausend Jahre später.

Semerias ging raffiniert vor. Er hielt sich im toten Winkel. Wenn jemand aus dem erleuchteten Fenster blickte, würde er ihn nicht entdecken können. Das sollte auch so sein, denn er wollte bestimmen, wann man ihn sah.

Er kroch weiter. Sein Fell schabte über das feuchte Dach. Die Pfannen waren alt, an einigen Stellen auch zerbröselt, an manchen waren keine mehr vorhanden. Dafür aber Löcher, die aufklafften wie große Mäuler.

An ihnen wand er sich vorbei.

Er spürte den Schein des Mondes in seinem Rücken und genoß ihn so wie manche Menschen die Strahlen der Sonne. Sein breites Maul hatte sich verzerrt, so daß sein Gesicht aussah wie eine schiefe, grinsende Maske. Und er spürte die Nähe des Feindes.

Immer dichter schob er sich an das Fenster heran. Der Werwolf achtete darauf, daß er nicht in den Lichtschein geriet, denn sein Schatten sollte sich nicht zu früh auf dem Dach abzeichnen.

Von der linken Seite her wollte er durch die Scheibe in die Wohnung schauen.

Er bewegte die Krallen. Das Fell auf seinem Rücken hatte sich gesträubt. Sein Blick nahm einen tückischen Ausdruck an, als er den Kopf drehte, um vom Rand des Fensters her in den Raum zu blicken.

Er sah die Frau.

Sie drehte ihm den Rücken zu. Ihr gegenüber saß genau der Mann, den er gesucht hatte.

Sofort zuckte er wieder zurück, richtete sich etwas auf und drehte sein Gesicht dem Mond zu, als wolle er in dessen Strahlen baden. Die feinen Härchen auf seinem Gesicht zitterten. Semerias dachte über einen Plan nach, wie er sich die Opfer holen konnte. Dazu brauchte er nur die Scheibe zu zerschlagen und in das Zimmer zu hechten. Breit genug war das Fenster schließlich.

Wenn das vorbei war, würde er sich um seinen ärgsten Feind kümmern und ihn in Stücke reißen.

Wieder bewegte er sich vor.

Den linken Arm hatte er bereits angehoben und halb ausgestreckt. Er war bereit, zuzuschlagen, aber Semerias tat es nicht. Er erstarrte mitten in der Bewegung.

Nur mehr die Frau befand sich im Zimmer.

Sein Feind aber war verschwunden!

Ich befand mich in einer Zwickmühle. Was sollte ich tun? Hier im Haus bleiben oder nach draußen gehen und durch die engen Gassen schleichen, auf der Suche nach zwei Personen?

Zum ersten nach dem Kerl, der mich niedergeschlagen hatte, und zum zweiten nach Semerias.

Ja, genau, denn ich war davon überzeugt, daß er sein Reich, das im oder hinter dem Spiegel lag, verlassen hatte. Der Spiegel

war nur noch eine tote Fläche, mehr nicht.

Ich stand im Hausflur und hatte mich gegen die Wand gelehnt. Immer wieder hob ich meinen rechten Arm, weil ich herausfinden wollte, ob mich nicht doch eine Prellung in der Bewegung behinderte.

Es war nichts.

Ich spürte nur die Schmerzen, aber die ließen sich ertragen. Ich ging auf die Haustür zu, Öffnete sie und blieb in der Nische stehen, angeweht von einer kühlen Luft.

Klar und greifbar nahe stand der Vollmond am Himmel. Er beherrschte alles, sein gelbes Licht war gefährlich, und er erschien mir in diesem Augenblick wie ein Günstling des absolut Bösen.

Ideal für Geschöpfe wie den Werwolf oder einen Vampir, aber nicht für mich.

Leider wußte ich nicht, wohin der heimtückische Hundesohn, der mich im Kreuzzimmer angefallen hatte, geflohen war. Er konnte nach draußen geflüchtet, aber auch die Treppe hochgelaufen sein. Zudem fragte ich mich, ob er den Angriff wiederholen würde, wenn er sich durch mich bedroht fühlte.

Der Laden war das Zentrum.

Da würde ich auf Semerias, aber auch auf Ray Ralston warten, so hatten wir es besprochen.

Ich drückte die Haustür wieder zu und betrat das Geschäft. Das Licht ließ ich nur in der Nähe des Spiegels brennen, ansonsten war das Geschäft in ein diffuses Dunkel getaucht. Es gab nur dort hellere Stellen, wo das Mondlicht durch die Fenster sickerte.

Ich wartete und ärgerte mich gleichzeitig darüber, denn das große Warten lag mir eigentlich nicht. Ich dachte immer wieder an die Flucht der Bestie, die möglicherweise durch die Gassen irrte und auf der Suche nach Opfern war.

Mein Blick fiel gegen den Spiegel.

Die Fläche war schwarz geblieben. Ich sah nicht einmal den Umriß meiner Gestalt. Nach dem Verlassen des bösen Geistes schien dieser magische Gegenstand gestorben zu sein.

Ich trat noch einmal gegen ihn.

Nichts geschah. Nur einen sehr dumpfen Laut hörte ich, das war auch alles.

Tief saugte ich die Luft ein. Ich hatte den Eindruck, daß sie nach Verbranntem roch, als hätte sich die Bestie bei ihrer Flucht aus dem Spiegel das Fell oder die Haut versengt.

Ich probierte es mit dem Kreuz.

Es geschah nichts.

Der Spiegel reagierte neutral, und auch mein Kreuz zeigte nicht die Spur einer Reaktion.

Allmählich steigerte sich meine Wut auf den Spiegel. Mir kam der Gedanke, es noch einmal zu versuchen, ihn zu zerstören. Diesmal würde mir eine Waffe bestimmt nicht aus den Händen gerissen werden. So hoffte ich, daß ich die Fläche zertrümmern konnte.

Ich begab mich auf die Suche nach einem geeigneten Gegenstand und brauchte nicht lange herumzuwühlen. Schon bald entdeckte ich einen antik wirkenden Golfschläger aus schwerem Holz, jedenfalls sah das Ding so aus wie ein Golfschläger. Der rote Lack war an den meisten Stellen abgeblättert.

Ich wog ihn in der Hand, schwang ihn einige Male hin und her und schritt wieder auf den Spiegel zu.

Mit seiner Handlichkeit war ich voll und ganz zufrieden, der Schläger würde mit der nötigen Wucht die verfluchte Fläche in tausend Scherben zerlegen und damit Semerias den Fluchtweg versperren.

Ich blieb stehen und holte aus.

Da hörte ich hinter mir die Stimme.

»Nein, tu es nicht!«

Ich wirbelte herum, sah den Mann wie eine aus dem Boden hochgewachsene Schattengestalt vor mir und entdeckte auch die Waffe in seiner rechten Hand.

Da schleuderte ich den Schläger und wuchtete mich im selben Augenblick zur Seite ...

Der Kerl schoß!

Er hatte sich allerdings durch den urplötzlich auf ihn zufliegenden Schläger irritieren lassen und verriß den Schuß.

Das Ding erwischte ihn voll mit dem schweren unteren Ende an der Brust. Der Mann flog zurück. Ich hörte ihn noch schreien, dann kippte er gegen eine Kommode, auf der allerlei Krempel stand, den er mit unkontrollierten Armbewegungen herunterschleuderte.

Das Zeug landete auf ihm. Er fluchte dabei und stöhnte, wollte sich herumwerfen und den rechten Arm heben, aber ich war schneller.

Mein Fuß nagelte seinen Arm fest!

Ich hörte den Kerl schreien, sah aber nicht viel von ihm, weil über seinen Körper eine netzartige Decke gefallen war, die noch Teile seines Gesichts bedeckte.

Ich schaute zu, wie sich die Finger zuckend bewegten. Dann rutschte ihm die Waffe aus der Hand. Ich nahm meinen Fuß von seinem Arm, bückte mich, hob die Pistole - es war eine Luger - auf und steckte sie hinten in meinen Gürtel. Dabei ließ ich den Kerl nicht aus den Augen. Der Mann stemmte sich fluchend hoch und griff plötzlich nach einem Kerzenleuchter aus Metall, mit dem er blitzschnell zuschlug.

Es war ein sensender Hieb, völlig unkontrolliert geführt. Da hatte er sich rein auf sein Glück verlassen.

Ich sprang zur Seite.

Das Ende des Leuchters pfiff an mir vorbei. Die Kraft des Schlages riß den Mann nach vorn, genau in meinen Handkantenschlag hinein, der ihn zu Boden schleuderte, wo er sich überrollte und dann von mir auf die Füße gezerrt wurde.

Ich kannte ihn nicht, doch ich wußte, daß ich es mit dem Typ zu tun hatte, der mich im Kreuzzimmer hatte niederschlagen wollen. Ich schüttelte ihn durch, wuchtete ihn vor.

Er prallte mit dem Rücken gegen den schweren Standspiegel. Nur mühsam konnte er sich fangen. Jedenfalls stand er im Licht, konnte sehen und entdeckte die Beretta in meiner rechten Hand, deren Mündung direkt auf seine Brust zielte.

Ich starrte ihn an.

Sein Haar war rötlich. Es wuchs wie wildes Sauerkraut auf seinem Schädel und ging an den Seiten des Kopfes über in einen sehr dichten Bart. Er trug eine dunkle Hose und eine nach Mottenpulver stinkende Stoffjacke. Der Blick seiner kleinen Augen war ängstlich und tückisch zugleich. Die in die Stirn fallenden Haare waren schweißverklebt.

Ich nickte ihm zu. »Das war der zweite Angriff auf einen Polizeibeamten. Es summiert sich, Meister!«

»Leck mich!«

»Darauf verzichte ich gern. Wer sind Sie?«

»Ein Stück Teufel!«

Ich lachte. »So sehen Sie auch aus. Ich kann ja raten. Vielleicht heißen Sie Eric Temple?«

Er sagte nichts. Doch seine Reaktion - das Zucken der Augenlider - ließ darauf schließen, daß ich ins Schwarze getroffen hatte. Was mich wiederum freute, denn gerade an ihn, den Beschaffer des Spiegels, hatte ich einige spezielle Fragen.

»Das nenne ich Bruderliebe, Temple, alle Achtung.«

Er versuchte es noch einmal. »Wieso sagen Sie das? Was bedeutet dieser Quatsch?«

»Das ist ganz einfach, Eric. Walt verkaufte die Dinge, die Sie ihm besorgt hatten.«

Er stritt es nicht ab, schaute zu Boden, schluckte und hob die Schultern. Wir beide standen inmitten dieses grotesken Ladens und belauerten uns. Es war etwas passiert, das stimmte. Ich wußte auch, daß ich mich nicht zu lange hier aufhalten durfte, aber ich mußte Eric Temple zum Reden bringen, nicht zuletzt wegen der Statuen, die er wahrscheinlich ebenfalls mitgebracht hatte. Ich sah einfach keine andere Möglichkeit, die Wahrheit zu erfahren. Das meiste hier war auf Eric Temples Mist gewachsen. Er hatte das Grauen ins Haus geholt.

»Nichts«, flüsterte er, »nichts ist strafbar. Ich habe für diese Andenken bezahlt. Sie sind sogar verzollt worden! Was also wollen Sie von mir?«

»Im Prinzip haben Sie recht, Mr. Temple. Nur gibt es da einige Dinge, die mich stören. Da wäre zunächst der Tod Ihres Bruders.«

»Ja, er war schlimm. Einfach furchtbar und ungeheuerlich.«

»Stimmt.«

»Aber ich habe es nicht getan!« schrie er.

»Okay, das glaube ich Ihnen sogar. Keine Frage. Nur sind Sie indirekt daran beteiligt.«

Er grinste kalt. »Können Sie mir das genauer erklären, Mister?«

»Ich versuche es. Durch Ihre Souvenirs hat Ihr Bruder sein Leben verloren. Sie haben einen Fuchs oder sogar mehrere Füchse in den Hühnerstall gesteckt. Sie haben etwas unvorstellbar Schreckliches hergeholt, Mr. Temple, und Sie haben es meiner Ansicht nach systematisch vorbereitet. Der Spiegel, der sich hinter Ihnen befindet, ist nicht normal.«

»Er sieht aber ...«

»Lassen Sie mich ausreden. Ob er normal aussieht oder nicht,

das ist kein Thema. Es geht einzig und allein darum, was sich in ihm verbirgt, Mr. Temple. Er ist gefährlich, er hat das Böse gespeichert. Spiegel waren schon immer etwas Geheimnisvolles. Als es sie noch nicht gab, da benutzte man die Seen, Teiche und Flüsse als Spiegel. Aber ich will nicht abschweifen und auch nicht über seine Funktion in bezug zum Satan sprechen. Dieser Spiegel hat mit der Hölle nichts zu tun, sondern mit einer mystischen Vergangenheit.«

»Sie sprechen in Rätseln, Mister ... ähm, wie war gleich noch Ihr Name?«

»Ich heiße John Sinclair.«

»Na gut, Sinclair. Was ist denn diese mystische Vergangenheit oder so ähnlich?«

»Atlantis!«

Diese Antwort traf ihn. Ich sah, wie er schluckte und gleichzeitig zusammenzuckte. Sein Blick wurde seltsam starr. Er preßte die Lippen zusammen, ließ sich Zeit, um nach einer Antwort zu suchen. Schließlich hob er die Schultern.

»Es tut mir leid. Ich kenne kein Atlantis.«

»Sie lügen schlecht. Woher haben Sie denn dann diesen Spiegel?«

»Aus dem Orient.«

»Genauer.«

»Weiß ich nicht mehr.«

»Schön, Mr. Temple. Reden wir von den Figuren, die eine Etage höher ihren Platz gefunden haben. Stammen die aus dem Orient? Oder haben Sie die woanders erworben?«

»Nein.«

»Wissen Sie, was die Figuren darstellen? Oder wen sie zeigen?«

»Irgendwelche Typen aus dem Orient.«

Die Antwort war mir zu schnell gekommen. Ich war davon überzeugt, daß er mehr wußte. »Atlantis«, sagte ich leise. »Auch sie sind die Nachbildung von Personen, die in Atlantis gelebt haben. Sie zeigen einen gewissen Querschnitt, der mich sehr beeindruckt hat.«

»Das ist mir egal, Mr. Sinclair. Mich interessiert es überhaupt nicht, ob Sie beeindruckt waren oder nicht.«

»Was interessiert Sie dann?«

»Daß Sie hier eingebrochen sind.«

»Ach - und deshalb wollten Sie mich niederschlagen?«

»Richtig. Ich habe Sie für einen Dieb gehalten.«

Seine Augen sagten mir, daß er log. Aber ein Blick war kein Beweis. »Dann schießen Sie immer so schnell? Haben Sie die Waffe auch aus dem Orient mitgebracht?«

»Nein, die nicht. Außerdem haben Sie mich angegriffen. Sie wissen ja gar nicht, ob ich geschossen hätte. Ich habe nur in einem Reflex abgedrückt, weil Sie mich überraschten.«

»Wie nett.«

»Ja. Finde ich auch!« Er spreizte den Daumen ab und - deutete über seine Schulter hinweg auf den Spiegel. »Ihn wollten Sie zerstören. Ich weiß, daß er wertvoll war, ich mußte ihn einfach schützen.«

»Er ist nicht wertvoll, er ist gefährlich.«

Temple versuchte es mit einem Lachen. »Sie machen mir Spaß. Was soll an einem Spiegel schon gefährlich sein? Langsam denke ich, daß Sie nicht richtig im Kopf sind.«

»Denken Sie, was Sie wollen! Jedenfalls stellen Sie für mich und meine weitere Arbeit ein Hindernis dar, Mr. Temple. Ich muß Sie aus dem Verkehr ziehen.«

»Ach - Sie wollen schießen?«

»Nein, es gibt da andere Möglichkeiten. Drehen Sie sich um.«

Er duckte sich. Plötzlich war er sprungbereit. Er merkte, daß ich es ernst meinte. Seine Augen huschten hin und her, er schaute auf meine Beretta, die ich nicht bewegte.

»Drehen Sie sich um, Temple!«

»Hören Sie, Sinclair, Sie machen einen Fehler!«

»Ich weiß genau, was ich tue.«

Er stürzte vor. Er schrie mich dabei an. Mit ausgebreiteten Armen wollte er mich packen und zu Boden wuchten.

Ich hieb zu. Von unten nach oben zog ich die Beretta. Sie erwischte ihn am Kinn. Ein klatschendes Geräusch, ein gepreßt ausgestoßener Fluch, dann torkelte er zurück. Der Spiegel hielt ihn auf. Die Augen des Mannes waren bereits leicht glasig geworden.

Ich schlug noch einmal zu.

Es erwischte ihn direkt am Spiegel. Noch mit dem Rücken über die Fläche streifend, sackte er zusammen. Vor meinen Füßen blieb er bewegungslos liegen.

Ich schaute auf ihn nieder. Wenn ich ehrlich sein wollte, paßte es mir nicht, daß ich ihn niedergeschlagen hatte. Dieser Mann wußte viel mehr, als er bisher zugeben hatte. Mir fehlte nur die Zeit, ihn weiter zu befragen, denn die Bestie hatte den Spiegel verlassen. Sie würde sich in den Gassen umsehen, sie war auf der Suche nach weiteren Opfern, und ich wollte keinen mehr so sehen wie Walt Temple auf den Fotos.

Ich schleifte den Bewußtlosen aus der Nähe des Spiegels fort. Um ganz sicherzugehen, suchte ich nach irgendwelchen Stricken oder Bändern, mit denen ich ihn fesseln konnte. So etwas war schnell gefunden. Klebeband, breit wie ein Handgelenk, fand ich unter der Kasse in einem schmalen Regal.

Das mußte reichen.

Aus eigener Kraft würde er sich nicht befreien können, das stand fest. Ich verklebte ihm den Mund nicht, dafür umwickelte

ich auch die Füße und Hände. Letztere auf dem Rücken.

Dann verließ ich das Geschäft.

Ich versuchte auch nicht mehr, den Spiegel zu zerstören, jetzt waren andere Dinge wichtiger.

Semerias!

Dieser Name hatte sich in meinen Gedanken förmlich eingebrannt. Ich mußte ihn einfach fassen, sonst war alles vergebens.

Vor dem Haus blieb ich stehen.

Es war längst finster geworden.

Vom Hafen her hörte ich die fernen Geräusche. Sie klangen wie eine verfremdete und technisierte Musik, die mal unregelmäßig heranwehte und sich dann mit einem Gleichklang abwechselte.

Der Himmel erinnerte mich an ein straff gespanntes Tuch. Es hatte nur einen großen runden Einschnitt, aus dem es gelb hervorleuchtete. Scharf und klar umrissen stand der Vollmond schräg über mir. Ein Auge des Bösen, das es geschafft hatte, ein einst tief in der Vergangenheit lauernes Grauen hervorzulocken.

Das war eben dieser Werwolf!

Der erste in Atlantis. Schon Kara hatte versucht, die Bestie zu vernichten.

Damals war es ihr nicht gelungen.

Und heute, mehr als zehntausend Jahre später, stand ich, John Sinclair, vor dem gleichen Problem ...

Manchmal sieht er aus wie ein weißer runder Stein oder wie ein Kunstwerk, dachte Paula Devine, als sie den Vollmond dicht vor dem Fenster stehend betrachtete.

Sie fühlte sich von ihm angezogen und gleichzeitig auch

abgestoßen. Sie konnte ihn nie richtig einschätzen. Er war nur ein Trabant, ein winziges Teil im Rad der Zeit, und doch gab es wohl kaum ein Gestirn, das derartig stark mythologisiert worden war wie eben dieser Mond. Es mochte auch daran liegen, daß er in Sichtweite der menschlichen Rasse lag. Sollte es noch andere Rassen in den unendlichen Femen des Alls geben, war es durchaus möglich, daß sie ähnlich über bestimmte Gestirne dachten. Der Mond war ein Freund der Dunkelheit, sein Licht ging auf, wenn die Sonne sich verabschiedete. Möglicherweise empfanden deshalb zahlreiche Menschen ihn als so kalt und bedrückend, ängstigten sich vor ihm und wurden von ihm beeinflusst, wenn er so rund, gelb und voll vom nachtdunklen Firmament herabschien.

Darüber dachte die Frau nach, als sie neben dem Fenster stand und ihn anschaute.

Gleichzeitig spürte sie auch die Furcht.

Es war ein anderes Gefühl als das übliche, das sie bei Vollmondnächten überfiel. Möglicherweise hing es mit dem Besuch des Polizisten zusammen, der ihr geraten hatte, auf keinen Fall nach draußen zu gehen und sicherheitshalber im Haus zu bleiben. Dort draußen, inmitten der engen Gassen, sollte das Unheil lauern.

Der Inspektor hatte sich leider nicht sehr konkret ausgedrückt, was ihr ebenfalls nicht gefallen hatte. Wie schlimm es war, hatte sie nur an seinem besorgten Gesicht ablesen können.

Paula fürchtete sich vor der kommenden Nacht. Dann würde es noch ruhiger werden als jetzt, da schliefen auch die anderen Geräusche ein, die Stille nahm Besitz von dieser Hafengegend, und jeder Atemzug hörte sich doppelt so laut an wie sonst.

Irgendwo im Haus schlug eine Wohnungstür heftig zu. Das Geräusch erschreckte sie und riß sie aus ihren Gedanken. Sie drehte sich um, blickte auf die Uhr an der Wand, ohne jedoch wahrzunehmen, wie spät es genau war.

Die Stille kehrte zurück.

Paula atmete tief aus. Sie brauchte jetzt einen Schluck zu trinken. Es gehörte schon zu einem Ritual, denn oft genug hatte sie sich in den hellen Vollmondnächten betrunken. Der Griff zur Flasche war wirklich kein Halt gewesen, sie hatte ihn trotzdem als solchen empfunden und war erst in einem Rausch eingeschlafen.

Auch jetzt trank sie.

Der Gin lief als wasserhelle Flüssigkeit in ihre Kehle. Sie ekelte sich manchmal vor dem Zeug, aber jetzt war es da, um ihr zu helfen. Sie mußte einfach diesen verdammten Punkt überwinden. Paula stellte die Flasche ab. Sie schüttelte sich, drehte sich um, schaute wieder zum Fenster - und glaubte, einen Horror-Film zu erleben.

Hinter der Scheibe hockte ein Monster!

Paula konnte nicht sprechen, sich nicht rühren, nicht einmal die Augen bewegen. Der Anblick dieser Gestalt hatte sie paralyziert. Sie war nicht einmal fähig zu denken, sie spürte nur den widerlichen Geschmack des Gins auf der Zunge.

Groß und breit war der unheimliche Kopf hinter der Scheibe. Ohren standen ab wie kleine Flügel. Sie sah ein halb offenstehendes Maul, sah krumme, aber scharfe Zähne, eine klumpige Nase und zwei sehr kalte Augen, die leuchteten, als würden sich in ihnen die Flammen von Schneidbrennern widerspiegeln.

Halb Tier, halb Mensch - eine Bestie, bei der die Metamorphose noch nicht abgeschlossen war.

Er war furchtbar.

Plötzlich konnte sie wieder klar denken. Sie begriff, daß sie einen Fehler gemacht hatte. Sie hätte nicht auf den Polizisten hören sollen. Nicht in den Gassen lauerte die Angst, sondern auf den Dächern und nahe bei den Wohnungen. Keiner war mehr

sicher.

Warum schreie ich nicht? Warum brülle ich mir nicht die Seele aus dem Leib und renne weg?

Paula konnte es nicht sagen. Sie war nicht mehr in der Lage, eine Entscheidung zu treffen. Wie festgewachsen stand sie in ihrer Wohnung und starrte auf die Fratze.

Den Körper dahinter konnte sie nur mehr ahnen, weil der Kopf eben zu mächtig war und beinahe das ganze Fenster einnahm. Noch hatte er sich nicht bewegt, doch Paula gab sich nicht der trügerischen Hoffnung hin, daß dies auch so bleiben würde. Dieser Unhold würde das Fenster zerschmettern, er würde über sie herfallen und sie zerreißen.

In diesem Augenblick erst wurde ihr die Bedeutung der gedachten Worte richtig klar: Über sie herfallen und zerfetzen, einfach zerreißen, brutal töten und vernichten.

Es waren schlimme Gedanken, die ihr durch den Kopf schossen, die aber nicht aus der Luft geholt waren, denn sie hatte von dieser fürchterlichen Tat gehört, die vor kurzem geschehen war. Zudem hatte sie der Polizist noch einmal erwähnt.

Die Polizei suchte nach dem Killer, sie aber wußte noch vor den Beamten, wer es getan hatte.

Die Bestie bewegte sich. Sie rückte ein wenig zu Seite, um Platz für ihre Hand zu schaffen.

Dann legte sie ihre Krallen gegen die Scheibe.

Ein Splittern erklang, als würden Scheren gegeneinander schlagen, dann war das Fenster offen.

Und die Bestie kam!

Geschmeidig wand sie sich durch die Öffnung. Sie gab noch immer keinen Laut von sich, sie näherte sich wie ein böser, alles vernichten wollender Schatten.

Paula wich nicht zurück. Nur ihre Augen hatten sich noch

stärker geweitet, ansonsten blieb sie regungslos auf dem Fleck stehen.

Die Bestie packte zu.

Paula riß den Mund auf. Endlich war sie in der Lage um Hilfe zu schreien, wieder aber drang kein Laut aus ihrem Mund, denn die Krallenarme wuchteten sie herum und schleuderten sie auf die Couch. Paula stieß sich die Schulter, nahm den Schmerz aber nicht bewußt wahr. Sie hatte das Gefühl, daß sie es gar nicht selbst war, der diesen Schrecken erlebte, sondern einfach nur danebenstand und einer anderen Frau zuschaute.

Die harten Krallen hatten ihre Kleidung an den Schulter zerfetzt. Die nackte Haut schimmerte durch die Lücken. Dicht vor ihrem Gesicht sah sie die breite Fratze, diese Mischung aus Mensch und Tier. Die Haut konnte sie nicht sehen, dafür aber ein mausgraues, dichtes und ihr sehr weich erscheinendes Fell, in dem sich kaum ein Härchen gesträubt hatte.

Paula holt Luft.

Dabei hörte sie sich selbst röcheln, als sie den Atem einsaugte. In ihrer Kehle kratzte es noch immer, klebte der Geschmack dieses widerlichen Gins auf ihrer Zunge, aber die Bestie ließ nicht zu, daß sie laut schrie. Die Klaue war schneller.

Brutal preßte sie ihren Mund zu.

Todesangst flutete in Paula hoch. Schon als kleines Kind hatte sie sich keinen schlimmeren Tod vorstellen können, als zu ersticken. So wie diese Kreatur sie überfallen hatte, wies alles darauf hin.

Sie sollte ersticken, auf die schlimmste Art und Weise ums Leben kommen, ohne eine Chance zu haben, nach Luft zu schnappen. Das empfand sie als so furchtbar.

Paula sah nur die Augen.

So gelb und blau zugleich. Sprühend, als würden Funken in den Höllenfeuer darin tanzen.

Sie dachte nichts mehr. Die Augen der Bestie verschwammen. Der Luftmangel machte sich bemerkbar. Sie konnte sich nicht einmal bewegen und ihre Beine hochreißen, um die Bestie von sich zu stoßen. Die Klaue preßte sie auf die Couch. Es war alles so schrecklich, die Lethargie hielt sie bereits umklammert, obwohl ihr Herz hämmerte wie verrückt.

Jeder Schlag erzeugte in ihrem Kopf ein Echo. Sie rechnete nicht mehr damit, daß sie noch gerettet werden konnte, aber das Wunder geschah. Plötzlich war der Druck weg, und sie konnte wieder frei atmen. Abgehackt sog sie die Luft ein, weil sie noch zu sehr unter dem Eindruck des eben Erlebten stand.

Ihre Lungen schmerzten, der Hals ebenso, die Kehle war ausgetrocknet, im Mund schien die Haut in Stücken vom Gaumen zu fallen.

Aber sie lebte.

Und der Werwolf zog sich zurück. Er stemmte sich hoch, schüttelte dabei seinen Schädel, so daß die Augen wie zwei huschende Kometen hin- und herzuckten, und er blieb neben der Couch stehen, auf dem das Opfer noch immer rücklings lag.

Er wartete ab.

Paula Devine atmete keuchend. Tränen strömten aus ihre Augen, die Brust hob und senkte sich, sie hielt die Hände flach auf dem Stoff neben sich gepreßt, hatte aber die Finger gekrümmt, als wollte sie mit den Fingernägeln den Stoff durchstechen.

Gerettet?

Sie wollte es kaum glauben. Noch immer spürte sie die pelzige Klaue. Ein Schatten war über ihr, aber durch den tränenverschleierten Blick konnte sie nicht alles klar erkennen.

Etwas stimmte nicht.

Sie hätte längst tot sein müssen. Diese Bestie hätte über sie herfallen und sie so zerfetzen müssen wie Temple, den Trödler.

Warum hatte sie das nicht getan?

Sehr langsam wandte sie den Kopf zur Seite. Um den Eindringling sehen zu können, mußte sie ihn nach rechts drehen, und sie schaute genau auf den breiten Rücken.

Jetzt erst fiel ihr auf, daß die Kreatur keine Kleidung trug. Sie war nackt, nur mit diesem Fell bewachsen, aber das drang nicht so richtig in ihr Bewußtsein.

Er wich von ihr weg.

Für einen winzigen Moment glomm in ihr der Hoffnungsfunke auf, daß er den Raum und dann die Wohnung verlassen würde, doch den Gefallen tat er ihr nicht.

Dafür hörte sie ein sehr typisches Geräusch, das entstand, wenn jemand eine Schublade öffnet.

Warum tat er das?

Sie wartete keuchend ab. Bei jedem Atemzug hob und senkte sich ihre Brust heftig. Ein Gefühl der Kälte erfaßte sie und schloß sich um sie wie ein dicker Eisblock.

Noch stand er da und drehte ihr den Rücken zu. Dann senkte er den Kopf. Paula hörte etwas scheppern. Das passierte, wenn Besteck gegeneinander klirrte.

Löffel, Gabel, Messer ...

Beim letzten Wort versteifte sie.

Mein Gott, Messer! Jetzt war ihr klar, was der andere vorhatte.

Er würde ein Messer nehmen und so lange auf sie einstechen, bis kein Funken Leben mehr in ihr war.

Sie sah schon ihr eigenes Blut wie kleine Fontänen aus den Wunden schießen, sie spürte schon jetzt die Phantom schmerzen und wunderte sich über sich selbst, daß sie es schaffte, sich aufzurichten und sich so zu drehen, da sie zum Fenster schauen konnte.

Das war der Fluchtweg!

Wenn sie schnell genug war, konnte sie es möglicherweise schaffen und sich durch die Öffnung schieben. Verschwinden, wegrennen und dann ...

Die Bestie drehte sich um.

Eine einzige schnelle und geschmeidige Bewegung nur, dann starrten die grausamkalten Augen sie wieder an.

Keine Chance!

Noch immer sitzend schielte sie auf die Messerklinge, die jetzt aus der Klaue hochwuchs.

Ein Stück Stahl, ein Gruß des Todes. Er hatte sich ausgerechnet das Messer mit der breitesten Klinge ausgesucht. Sie benutzte es, um die Sehnen bei einem Stück Fleisch durchzuschneiden, obwohl es eigentlich aus der Fischfabrik stammte, denn von dort hatte sie es mitgenommen und auch bezahlt. Dieses Messer war wahnsinnig scharf, es zerteilte die Körper der toten Fische, als bestünden sie aus Butter.

Und so würde es auch ihren Körper zerteilen.

Er kam wieder näher!

Und Paula konnte ihm nicht ausweichen. Es gab überhaupt keinen Fluchtweg mehr für sie. Weder zur Tür hin noch zum Fenster. Alles wurde vom mächtigen Körper der Bestie versperrt.

Die Kreatur bewegte die Hand und damit auch das Messer. Wie ein blanker Eiszapfen sah die Klinge aus, als sie auf die Frau zustieß.

Paula schloß die Augen. Sie wartete auf den Moment, in dem die kalte Klinge sie berühren, in ihren Körper eindringen und die Kälte von einer heißen Schmerzwelle abgelöst werden würde.

Das passierte nicht.

Sekunden vergingen.

Sie lag da, sie wollte beten, sie wußte nicht wie, nur ihr Herz schlug irrsinnig schnell.

Dann öffnete sie die Augen.

Die Fratze schwebte über ihr. So häßlich, so mausgrau, aber mit den beiden bösen, grausamen Augen, die das kalte Licht von Laserkanonen abstrahlten.

Kein Erbarmen, keine Gnade - nicht den Funken von Gefühl las sie in diesem Blick.

Und genau dazwischen schwebte das Messer. Die Klinge wies auf ihre Brust. Sie brauchte sich nur um eine halbe Armlänge zu senken, um den Körper durchdringen zu können.

Der Werwolf zögerte noch immer. Dann bewegte er plötzlich sein Maul, als wolle er reden.

Und er sprach!

Paula Devine verstand überhaupt nichts mehr. Sie begriff einfach nicht, daß ein Wesen wie dieses versuchte, sich mit ihr in Verbindung zu setzen, und zwar über die Sprache. Das wollte ihr nicht in den Kopf, und sie hörte sich selbst reden oder nahm es jedenfalls an, aber aus dem Mund drang nur ein heiseres Krächzen, da waren Worte oder Sätze nicht einmal mehr zu ahnen.

Auch der Schock verging. Die Frau schaffte es tatsächlich, sich auf das zu konzentrieren, was aus dem Maul der Bestie drang, und erneut wunderte sie sich darüber, was ein Mensch in extremen Situationen alles aushalten konnte.

Es waren heiser klingende Worte, die sich zu einigen Satzfragmenten zusammenfügten und sie mußte schon sehr genau hinhören, um etwas verstehen zu können.

Dann aber kam sie aus dem Staunen nicht mehr heraus. »Nimm - das Messer - du wirst es halten - du wirst schreien - er soll kommen ...«

»Was bitte soll ich?«

Die Bestie wiederholte ihre Worte. Sie bewegte dabei den Schädel und auch die Pranke mit der Klinge, so daß in Paula die Angst hochschuß, daß er sie doch noch töten würde.

»Messer ...«

Er ließ es fallen.

Paula wollte schreien, aber die Bestie hatte es im letzten Augenblick so gedreht, daß die Klinge mit der flachen Seite zuerst auf ihren Schoß fiel und sie nicht einmal angeritzt wurde.

Da lag es nun.

Paula starrte auf die Klinge. Sie konnte es nicht fassen. Sie dachte daran, wie oft sie das Messer benutzt hatte, um Fisch oder Fleisch zu zerteilen. Von nun an sollte es eine andere Funktion erfüllen, aber sie konnte sich noch immer nicht vorstellen, was diese Bestie genau von ihr wollte.

Die Frau berührte den Griff.

Sofort zuckten ihre Finger wieder zurück. Er kam ihr vor, als wäre er brandheiß geworden.

»Nimm ...«

Sie nickte. »Ja, ja, ich werde ihn nehmen! Aber dann? Was soll ich dann tun?«

»Falle stellen und töten!«

Wieder brannte die Flamme in ihrem Innern. Was ihr diese Bestie da gesagt hatte, bedeutete nichts anderes, als einen Mord zu begehen. Sie sollte das Messer nehmen und jemanden umbringen.

Paula rührte sich nicht. Nur atmen konnte sie, ansonsten war sie starr und hielt ihren Blick auf das Gesicht gerichtet, als wolle sie es genau analysieren, »Töten ...«

»Wen denn?« Es brach aus ihr hervor wie der Lavastrom aus einem Vulkan. Sie konnte nicht anders, sie mußte einfach schreien, und die Bestie tat nichts.

Sie wartete so lange, bis sich die Frau beruhigt hatte und mit tief gesenktem Kopf auf der Couch hockte, wobei ihr Mund offen stand und Speichel über die Unterlippe tropfte. Genau dieser leere Gesichtsausdruck paßte zu ihrem äußeren Erscheinungsbild.

»Der Mann, der bei dir war!«

Die Bestie hatte den Befehl zusammenhängend gegeben, und Paula hatte ihn auch verstanden. Trotzdem wiederholte sie ihn im stillen einige Male, erst dann wurde ihr die ganze Tragweite dessen bewußt.

»Der Mann, der bei mir war«, wiederholte sie stockend und flüsternd. »Der Mann, der bei mir war.«

»Ja!«

»Er - er - ist ...« Sie holte tief Luft. »Verdammt noch mal, er ist ein Polizist!«

»Das weiß ich!«

»Aber er ist weg!« schrie sie.

»Du wirst ihn holen!« Je mehr er redete, um so fließender brachte er die Worte hervor, auch wenn noch jedes von einem Zischen begleitet war.

Paula Devine holte tief Luft. Vor ihren Augen sah sie das Gesicht des Polizisten, und sie erinnerte sich sehr deutlich daran, wie besorgt der Mann um sie gewesen war.

Den sollte sie töten?

Niemals!

»Wenn nicht, dann stirbst du. Dann zersteche ich dich wie den Mann im Laden!«

Brutale Worte, aber sie hatte keinen Grund, daran zu zweifeln. Ihr Körper fror ein. Als Paula den Kopf zur Seite drehte, um die Bestie anzuschauen, da hatte sie den Eindruck, als würde die dünne Eisschicht auf ihrem Rücken allmählich brechen.

»Nun?«

»Er ist nicht hier«, hauchte sie, in der Hoffnung, damit einen Ausweg gefunden zu haben.

Die Bestie beugte sich zu Paula hinab. Für eine Sekunde schoß ihr der Gedanke durch den Kopf, es zu versuchen. Die Waffe zu packen und sie in das Fell zu rammen.

Sie ließ es bleiben.

Die Angst war einfach zu groß. Sie drückte wie eine Tonne Eisen auf ihren Körper nieder.

»Ich weiß nicht, wo er hingegangen ist«, wiederholte sie.

»Er ist nicht weit weg. Er wird immer in der Nähe bleiben. Du brauchst dich nur ans Fenster zu stellen, und zu schreien. Brülle seinen Namen in die Nacht hinein!«

»Andere werden es hören.«

»Er soll es hören!«

Paula nickte, denn sie erinnerte sich daran, was ihr der Inspektor zum Abschluß gesagt hatte.

Er würde sich nicht weit von ihrem Haus entfernen. Auch wenn er sich in einer anderen Straße aufhielt, ein Schrei war in der Stille der Nacht sehr weit zu hören. Da brauchte sie gar nicht mal so laut zu brüllen. Die Bestie hatte an alles gedacht.

Semerias trat einen Schritt zurück und machte ihr Platz. Sehr langsam drehte sich Paula. Dabei fiel ihr noch eine Frage ein, die sie auch sofort stellte. »Woher kommst du?«

»Von weit her!«

»Wo ...?«

»Atlantis!«

Sie hob die Schultern. Mit dieser Antwort konnte sie nicht viel anfangen. Außerdem fühlte sie sich nicht in der Lage, jetzt über die einzelnen Länder auf dem Globus nachzudenken.

Mit weichen Knien ging sie auf das zerstörte Fenster zu und

blieb dicht davor stehen.

Der kühle Wind fächelte ihr Gesicht. Er kühlte ihre erhitzte Haut ab.

»Jetzt schrei!«

Und sie brüllte ihre Furcht in einem langen schrillen Schrei hinaus in die Nacht.

Ray Ralston hörte den Schrei und zuckte zusammen, als hätte ihn eine Glasscherbe in den Hals gestochen.

In der Tat hielt er sich nicht weit vom Haus der Paula Devine auf, nur eine Gasse weiter, die parallel zu der lag, in der die Frau ihre Wohnung hatte.

Es hatte sich bisher nichts Verdächtiges ereignet, alles war ruhig geblieben, einfach zu ruhig.

Schon gefährlich ruhig ...

Ray Ralston war kein Naivling. Er konnte die Zeichen deuten, obwohl äußerlich nichts zu sehen war, denn die Gassen waren leer. Seinen Warnungen hatten gefruchtet. Die Erinnerung an den schrecklichen Mord war in den Köpfen der Menschen noch zu lebendig. Da wurden selbst die härtesten Typen weich.

Und über dem Viertel stand der Mond als stummer, blaßgelber Beobachter. Ein Auge aus der Finsternis, hervorgetaucht aus unheimlichen Schattenwelten und dazu bereit, das Böse aus seinen Verstecken hervorzulocken.

Darauf wartete Ralston. Er wußte sofort, daß es sich gezeigt hatte, als er den Schrei hörte.

Den Schrei einer Frau!

Einmal nur war er aufgeklungen. Das aber hatte Ralston gereicht, um erkennen zu können, aus welcher Richtung er aufgeklungen war. Hinter ihm, aber ungefähr in gleicher Höhe. Und dort wohnte eine Person, die er bereits besucht hatte.

Paula Devine!

Er fühlte sich, als hätte eine Krallen aus Blech seinen Magen umklammert. Wie zum Sprung stand er da, wartete darauf, daß sich der Schrei wiederholen würde.

Es passierte nichts.

Er hörte auch keine Schritte. Niemand eilte der Person zu Hilfe, die geschrien hatte. Sie alle ahnten etwas, aber sie blieben in ihre Wohnungen. Das konnte von Vorteil sein.

Die Gassen waren still. Zwischen den dunklen Hauswänden rechts und links ballte sich die Finsternis zusammen vor dem hereinfallenden Mondlicht. Es entstanden seltsame Schatten, die wie huschende Wesen nach ihm zu greifen schienen.

Beinahe wäre er an der Einmündung der kleinen Quergasse vorbeigelaufen. Im letzten Augenblick bremste er ab, wandte sich nach rechts und tauchte in den schmalen Spalt.

Dort roch es feucht wie in einer von Nebel erfüllten Gruft. Nicht nur seine Schritte hörte der Inspektor, auch die anderen, die trippelten. Er sah die Körper der Nager aus seiner Nähe weghuschen. Blitzschnell verschwanden sie in ihren Verstecken.

Er warf einen Abfallkübel um, auf den schon kein Deckel mehr paßte, weil die Tonne übervoll war, dann tauchte er in der richtigen Straße wieder auf.

Die Fenster der Häuser waren geschlossen. Da er den Schrei aber so deutlich gehört hatte, ging er davon aus, daß eines offenstand. Selbst das Mondlicht reichte nicht aus, um dies erkennen zu können.

Ralston hatte einen Verdacht, und den wollte er bestätigt wissen. Für ihn war das Ziel Paula Devine geblieben.

Es war leicht, das Haus zu finden. Mit der Schulter rammte er die Tür auf.

Er mußte nach oben, blieb sicherheitshalber am Fuß der Treppe stehen und lauschte.

Diese verdammte Ruhe - er haßte sie plötzlich. Alles im Haus

hatte sich verändert, kein Mieter schlich aus seiner Wohnung, um nachzuschauen, obwohl die Neugierde bei den Menschen hier sonst wahre Triumphe feierte. Durch ein Flurfenster fiel fahler Mondschein auf den schmutzigen Boden und verteilte sich dort wie dünnes Wasser.

Ray mußte hoch. Es konnte nur Paula gewesen sein, die so schrecklich geschrien hatte. Die Treppe war alt, wurde selten geputzt und war deshalb rutschig. Er hielt sich am Handlauf fest, kontrollierte seinen Atem und spürte gleichzeitig, daß die Spannung in ihm zunahm. Sie glich kleinen elektrischen Entladungen. Stromstößen, die intervallartig über seinen Körper zuckten.

Paula Devine wohnte in der letzten Etage. Nicht nur die Wände in ihrer Wohnung waren schräg, das begann schon im Flur, wo die Decke schräge Schatten warf und sich der Inspektor ducken mußte, wollte er nicht gegen das Holz stoßen.

Es war nichts zu hören.

Wieder nur die tödliche Stille, die an seinen Nerven zerrte. Da stimmte einiges nicht. Der Mann zog seine Waffe. Einen Schrei nur hatte er gehört, danach nichts mehr.

War es der erste und gleichzeitig der letzte Schrei dieser Frau gewesen?

Ralston spürte den dumpfen Atem des Grauens. Er legte sich klebrig über sein Gesicht. Es war eine Warnung vor dem Kommenden, aber sich zurückziehen wollte er auch nicht. Er war den Weg gegangen, er hatte in den sauren Apfel gebissen und würde ihn auch schlucken.

Vor der Tür blieb er stehen. Daß sie nicht geschlossen war, warnte ihn ebenfalls.

In seinem Magen zog sich etwas zusammen. Es war wie Säure, die er getrunken hatte. Für einen Moment fühlte er sich so verdammt hilflos und allein. Er hätte sich jetzt gewünscht, einen Partner an der Seite zu haben, aber Sinclair befand sich

auch weiterhin im Laden.

Er stieß die Tür auf.

Wie eine große Schattenwand schwang sie in die Wohnung hinein, in den kleinen Flur, wo es seiner Meinung nach ungewöhnlich roch. Er schnupperte. Wie Fett, dachte er. Altes, ranziges Fett.

Er ging einen Schritt vor.

Kein Licht brannte. Schatten füllten den kleinen Raum aus. Vor sich sah er die hellgrün gestrichene Tür zum Wohnraum, wo sich Paula Devine zumeist aufhielt.

Auch jetzt?

Wieder lauschte er, ohne etwas zu hören. Die Stille war sehr tief, unnatürlich und intensiv.

Er wollte Bescheid wissen, holte tief Luft und rief nach ihr.

»Paula ...«

Sie gab keine Antwort.

Er versuchte es noch einmal. Diesmal etwas lauter. »Paula, wo sind Sie, verdammt ...?«

Wieder nichts.

Sie war da. Er wußte es, ohne sie gesehen zu haben. Das war sein gut entwickelter Instinkt, der ihm dies sagte, und er rechnete auch damit, daß sie nichts mehr sagen konnte.

Tote schwiegen für immer ...

Ray Ralston mußte Gewißheit haben. Er öffnete die Tür zu Wohn-Schlafräum. Das häßliche Quietschen erzeugte bei ihm eine Gänsehaut. Irgendwo draußen hörte er das grelle Signal einer Hupe. Für ihn schien es aus einer anderen Welt zu stammen.

Sein Blickwinkel erweiterte sich, je mehr die Tür nach innen schwang. Er konnte jetzt ins Zimmer hineinschauen - und sah nichts.

Keine Spur von Paula Devine. Doch der Durchzug, die kalte Luft streifte sein Gesicht.

Das Fenster lag rechts von ihm. Er hatte damit gerechnet, es offen zu sehen. Ja, es war auch offen, nur anders, als er es sich vorgestellt hatte.

Jemand hatte es zerstört.

Der Fluch blieb ihm im Hals stecken, als er das scharfe Atmen von der rechten Seite her hörte.

Er drehte den Kopf.

Bisher hatte Paula Devine im Schatten gestanden. Nun schob sie sich vor, ihr Gesicht glich einer dieser japanischen weißen Masken, weit offen stand nur der Mund.

Den sah der Inspektor nicht.

Viel schlimmer war das Messer in ihrer Hand, diese wahnsinnig gefährliche Klinge, die ein schmales Dreieck bildete, das blitzschnell auf ihn niederraste ...

Ray Ralston wußte selbst nicht, wie er es geschafft hatte, dem tödlichen Stoß zu entgehen. Irgendwie war es ihm gelungen, sich zur Seite zu werfen, und die mörderische Klinge wischte an ihm vorbei, traf die Wand, an der sie entlangschleuderte und mit einem häßlichen Geräusch die Tapete aufriß.

Er hörte das Weinen und Fluchen zugleich. Die Frau schnellte wieder hoch, um einen zweiten Angriff zu versuchen, diesmal aber war er schneller.

Ralston schlug mit dem Waffenlauf zu. Er hämmerte ihn gegen den Nacken der Paula Devine, mit einem zweiten Schlag traf er ihre Schultern, hörte sie stöhnen und sah, wie sie zusammenbrach. Ihren Mund hatte sie weit aufgerissen, an das Messer dachte sie nicht mehr. Die rechte Hand lag dicht neben ihrem Körper, als würde sie nicht dazugehören. Sie hatte nur Angst davor, daß Ralston noch einmal zuschlagen würde.

Die Furcht war nicht unbegründet, denn er stand vor ihr wie

ein böser Rächer. Leicht geduckt, die Mündung auf Paulas Kopf gerichtet. Sie wanderte erst weiter, als er sah, wie die Frau das Messer losließ. Er kickte dagegen und trat es unter den Tisch.

Tief atmete er durch, ohne sich jedoch beruhigen zu können. Der Schock saß noch zu tief. Er hatte große Mühe, nicht zu zittern, und die Gänsehaut auf seinem Körper blieb.

»Sie wollten mich killen!« keuchte er. »Verdammt, warum haben Sie das getan?«

Paula Devine schaute ihn an. Als er den Blick ihrer Augen sah, war ihm klar, daß er keine Antwort erwarten konnte. Sie war viel zu weit weg, sie stand unter einem fremden Einfluß, etwas hielt sie fest und würde sie nie mehr loslassen.

»Warum?« brüllte er trotzdem.

Paula zitterte. Es blieb auch dabei, als sie den Kopf senkte und anfang zu weinen. Langsam kippte sie zur Seite, zog die Beine an und blieb gekrümmt auf dem Boden liegen.

Ray trat einen Schritt zurück. Durch seinen Kopf schoß nur ein Gedanke, als er sich umdrehte und zum offenen, aber zerstörten Fenster schaute. Das Viereck schien ihn zu verhöhnen. Es war Ein- und Ausgang zugleich. Aber nicht für ihn oder Paula, sondern für die Bestie, die in dieser Nacht wieder unterwegs war.

Paula mußte sie gesehen haben. Weshalb sonst hatte sie derartig schrill geschrien?

Bestimmt war die Bestie einfach hier aufgetaucht, um ihr Zeichen zu setzen. Sie wollte durch Paula Devine die Falle zuschnappen lassen. Semerias hatte sie beeinflusst und dafür gesorgt, daß sie zu dieser schrecklichen Waffe griff.

Er ging zum Fenster. Glassplitter zerknirschten unter seinen Tritten. Aus den Scherben wurden Krümel.

Er schaute über die nahen Dächer hinweg, er sah den Mond und den grauen Nachthimmel.

Aber er entdeckte keinen Werwolf.

Ralston drehte sich wieder um. Paula hatte ihre Haltung verändert. Sie war dabei, sich aufzurichten, und sie tat es mit Bewegungen wie jemand, der wegekriechen wollte, es aber nicht konnte. Sie blieb auf dem Boden hocken, ihren Rücken lehnte sie gegen die Wand, den Kopf hielt sie gesenkt und schaute nicht einmal hoch, als sie die Schritte des Polizisten vernahm.

Vor ihr blieb er stehen. »Sie wissen, daß Sie mich töten wollten, Paula?«

»Ja«, flüsterte sie mit kaum hörbarer Stimme.

»Warum?«

Sie schwieg.

»Warum haben Sie das getan, Paula. Bin ich Ihr Feind? Hatten Sie einen Grund?

»Er sagte es ...«

»Der Werwolf?«

Sie nickte.

Es dauerte eine Weile, bis Ralston Paula Devine so weit hatte, daß sie einigermaßen normal reden konnte. Auch dann noch sprach sie mit stockender Stimme, denn die Angst vor der Bestie war einfach stärker als der Wille, Ralston zu helfen, sie zu fangen.

Fragmentweise erfuhr Ralston, was sich in dieser kleinen Wohnung abgespielt hatte.

»Und warum nahmen Sie das Messer, Paula?«

»Der Mond«, flüsterte sie und beugte ihren Kopf dabei vor. »Es war nur seine Kraft. Sie hat mich beeinflusst. Der Vollmond ist schlimm. Er leuchtet in die Gassen und bringt die Angst. Aber Angst bedeutet gleichzeitig auch Grauen und Tod. Ich habe es erlebt, und ich will es nie mehr erleben.«

Sie fing wieder an zu weinen. Ralston konnte mit ihr nichts

anfangen, doch er benötigte weitere Informationen. Er fühlte sich besser, seit er dieser hinterlistigen Falle entgangen war. Zudem stand er nicht allein. Er mußte versuchen, John Sinclair zu holen und gemeinsam mit ihm die Jagd auf Semerias zu eröffnen.

Er ging langsam zur Tür und sah dabei aus, als würde er über glatte Schmierseife schreiten. Bevor er die Wohnung verließ, drehte er sich noch einmal um.

Paula schaute ihm aus großen Augen nach. »Wo wollen Sie denn hin?« hauchte sie.

»Ich muß einen Mörder stellen.«

»Ihn?«

Mehr hatte sie nicht gefragt. Ralston war trotzdem klar, wen sie damit meinte. »Ja, ihn.«

»Aber er wird Sie zerreißen. Er hat die Macht. Er hat mich dazu gebracht, Sie zu toten. Er ist - er ist zusammen mit dem Mond unbesiegbar.«

Ray schüttelte den Kopf. »Niemand ist unbesiegbar, Paula. Niemand darf unbesiegbar sein. Aber da wir gerade von ihm sprechen, möchte ich sie fragen, ob Sie vielleicht wissen, wo ich ihn finden kann. Hat er Ihnen gesagt, wo er hinwollte?«

»Nein, das ist ...« Sie stand plötzlich auf, hatte aber Mühe das Gleichgewicht zu halten. »Er ist überall«, sagte sie mit stotternd leiser Stimme.

»Das geht nicht.«

»Das hier ist sein Revier. Ich habe versagt. Sie leben noch! Wenn er zurückkommt, wird er mich vernichten. Da habe ich keine Chance mehr. Ich bin eine Versagerin, das wird er mir nie verzeihen, glauben Sie mir. Niemals ...«

Ralston winkte ab. »Wollte er denn zurückkehren?«

»Ja, aber ...«

»Wann?«

»Ich weiß es nicht.« Paula drehte den Kopf. Durch das offene Fenster schaute sie auf den Mond. Dabei schauderte sie zusammen. Die gelbe Scheibe war klar und deutlich. Sie sah schon regelrecht künstlich aus, und sie sorgte durch ihre Strahlen für die schreckliche Beeinflussung der Menschen.

»Nach dem Untergang des Mondes etwa?« Ralston versuchte es erneut.

»Das kann sein.«

»Sie wissen es nicht genau.«

»Richtig.«

Ralston räusperte sich. Für einen Moment war er ratlos. Er wußte nicht so recht, wie und wo er beginnen sollte. Er dachte scharf nach. Auf seiner Stirn stand der Schweiß in dicken Tropfen. Er hatte sich vorgenommen, in den Gassen des Viertels Wache zu halten und die Angst zurückzudrängen. Daran zweifelte er nun. War das überhaupt zu schaffen? Hatte es noch Sinn, den Plan durchzuführen?

Davon war er nicht mehr überzeugt. Wenn sich die Bestie versteckt hielt, konnte er suchen, so lange er wollte. Er würde sie nie und nimmer finden. Sie war ihm stets voraus!

Und Sinclair? Er war im Laden des Ermordeten zurückgeblieben. Dort wollte er auf den Inspektor und auf die Bestie warten.

Möglicherweise hatte er das Richtige getan. Denn im Laden befand sich der Spiegel, mit dem Semerias in einer direkten Verbindung stand. Durch ihn war er auf diese Welt gelangt, zu ihm zog es ihn wieder hin.

»Was wollen Sie tun?« fragte Paula, die gemerkt hatte, wie scharf der Mann nachdachte.

Ray zeigte ein Lächeln. »Ich werde Sie jetzt allein lassen, Paula. Ich denke nicht, daß er noch einmal erscheint.«

»Doch!« schrie sie. »Er wird sich rächen wollen.« Paula lief

auf Ralston zu und klammerte sich an ihm fest. »Bitte, Mr. Ralston, nehmen Sie mich mit! Ich bitte Sie, ich kann hier nicht bleiben. Es ist für mich einfach nicht ...«

Er wollte nicht, er wollte ihr sagen, daß es zu gefährlich war, sie mitzunehmen, doch er konnte es nicht. Ralston brauchte nur in das angstverzernte Gesicht zu schauen, um zu wissen, daß er nicht die Kraft haben würde, ihr den Wunsch abzuschlagen.

»Was ist denn, Mr. Ralston?«

Er holte noch einmal tief Luft. Dann nickte er. »Bitte, Mrs. Devine, Sie wissen doch.«

»Ja, ich weiß. Und ich weiß auch, daß ich leben will. Ich will nicht allein hier in der Wohnung bleiben. Wenn die Bestie zurückkehrt, wird sie mich zerreißen!«

Er überlegte noch, war hin- und hergerissen. Die Entscheidung fiel ihm verdammt schwer. Die Frau klammerte sich noch immer an seine Schultern, als wollte sie ihn nie mehr loslassen.

»Was werden Sie tun?«

Er hatte all die Qual und die Angst aus dieser Frage herausgehört. Daß sie ihn hatte töten wollen, war längst vergessen. Das war ja nicht sie selbst gewesen, sondern eine andere Macht, die von ihr Besitz ergriffen hatte.

»Ja, okay«, sagte er schließlich. »Ziehen Sie sich etwas über. Ich nehme Sie mit.«

Vor Erleichterung weinte sie, und der Inspektor verdrehte nur seine Augen.

Jemand kam und blieb vor dem Laden stehen.

Ich hatte den Bereich des Eingangs noch nicht verlassen und wartete in seinem Schutz. Der Mann warf Blicke in das Schaufenster, obwohl er dort nicht viel erkennen konnte. Ich hörte, daß er mit sich selbst sprach, und roch seine

Schnapsfahne, die der leichte Wind gegen meine Nase trieb. Der einsame nächtliche Wanderer schimpfte über den verfluchten Vollmond, bevor er sich mit etwas torkelnden Bewegungen umdrehte und seinen eigentlichen Weg fortsetzte.

Ich schaute ihm nach. Gesehen hatte er mich nicht.

Dieser Knabe war gegangen, ich aber stand noch hier und hatte eigentlich vorgehabt, ebenfalls durch die Gassen zu patrouillieren, aber da war etwas, das mich bisher davon abgehalten hatte.

War es ein Gefühl, eine Ahnung?

Ich konnte es nicht sagen. Jedenfalls hielt ich an diesem Plan nicht mehr länger fest. Er erschien mir plötzlich nicht mehr gut genug. Zudem war ja Ray Ralston unterwegs.

Ich schaute hoch zum Himmel.

Schwarzgrau hatte er eine Decke über der Stadt gebildet. Nur an einer Stelle war sie kreisrund eingeschnitten. Da leuchtete der Mond herab und bedeckte alles mit seinem kalten Licht. Er war ein Bote der Nacht, ein Gewächs der Finsternis, jemand, der unheimlichen Geschöpfen die Kraft gab, um überleben zu können.

Dabei dachte ich an die zahlreichen Vampire, die durch ihn neue Kraft tankten, und ebenso verhielt es sich mit den Werwölfen, wobei Semerias zu den schlimmsten zählte.

Uralt, in Atlantis zum erstenmal erschienen, wo er auch seine Kämpfe ausgefochten hatte. Aber schon damals wußte man über ihn Bescheid. Kara, die Schöne aus dem Totenreich, hatte ihn gestellt, aber es nicht geschafft, ihn zu vernichten.

Der Gedanke an Kara brachte mich auf eine andere Idee. Ich dachte daran, daß sich die Figuren im oberen Raum befanden. Unter anderem zählte auch Kara dazu.

Nur Figuren ...

Tatsächlich nur? Plötzlich spürte ich die Unruhe in mir. Der

Gedanke an die Figuren wollte mich einfach nicht loslassen. Da mußte etwas sein, das diese Idee in mir hatte entstehen lassen. Grundlos beschäftigte ich mich damit nicht.

Mein Plan war es gewesen, durch die Gassen zu wandern und nach der Bestie zu suchen. Ich würde es nicht tun, sondern hier im Laden bleiben. Hier war auch der Spiegel, für mich so etwas wie eine Zentrale, denn zwischen ihm und Semerias gab es eine Verbindung.

Ich ging wieder zurück.

Die Türglocke war abgestellt, und als ich den Eingang hinter mir geschlossen hatte, da war es mir, als hätte ich eine dumpfe, bedrückende Welt betreten, in der allein das Böse regierte.

Ich kannte den Weg mittlerweile sehr genau. Ohne große Schlenker zu gehen, näherte ich mich dem Spiegel, diesem verfluchten Zentrum des Geschäfts.

Vor ihm blieb ich stehen.

Es war zwar düster, aber nicht stockdunkel. Ich stand vor der Fläche und hätte mich trotzdem darin sehen müssen, was in meinem Fall nicht so war. Es gab den Spiegel nicht mehr so, wie ich ihn kannte. Nur sein Rahmen war gleich geblieben. Die Spiegelfläche selbst hatte sich radikal verändert. Sie war nicht mehr glatt und glänzend. Diesmal zeigte sie eine tiefe, kalte, abweisende und gleichzeitig unheimliche Schwärze, aber dennoch keine glatte Fläche.

Bevor ich mich um ihre Struktur kümmerte, um festzustellen, ob ich mich beim ersten Hinsehen nicht getäuscht hatte, warf ich einen Blick auf den Gefesselten.

Der rührte sich nicht.

Starr und gleichzeitig verkrampft lag er auf dem Boden, noch immer in tiefer Bewußtlosigkeit versunken. Da ich meine Schläge kannte, wußte ich auch, daß er so schnell nicht wieder aufwachen würde und mir von seiner Seite keine Gefahr drohte.

Ich kümmerte mich um den Spiegel.

Nach einem Schritt stand ich dicht davor. Ich faßte gegen die Fläche.

Es stimmte. Sie war nicht mehr glatt, sondern auf eine bestimmte Art und Weise rauh und rissig, als hätte jemand versucht, sie mit einem Messer aufzuritzen oder zu beschädigen, wobei er nach einem bestimmten Plan vorgegangen war und ein regelrechtes Puzzle in die Fläche hineingeschnitten hatte.

Noch hielten die Teile zusammen, aber es hätte nur jemand von der Rückseite her gegen den Spiegel zu schlagen brauchen, damit die Teile vorn herausfielen, so locker erschienen sie mir.

Ich zog den Dolch, um ihn in die Risse zu klemmen. Die Spitze fand ihren Weg, aber sie schaffte es nicht, auch nur einen Splitter zu lösen. Alles hing dicht zusammen, es haftete aneinander, als hätte jemand die einzelnen Teile mit einem schwarzmagischen Leim zusammengeklebt.

Ich setzte die Messerspitze an einer normalen Spiegelfläche an und versuchte sie einzuritzen.

Es war unmöglich.

Immer wieder glitt mein Silberdolch ab, einmal so heftig, daß mir die Klinge beinahe in den linken Unterarm gefahren wäre. Den Stoff hatte sie schon berührt.

Ich gab es auf.

Dieser Spiegel widerstand all meinen Bemühungen. Er war eben etwas Besonderes und für gewisse Kreaturen auch Kostbares, die ihn zugleich mit einer für mich nicht erklärbaren Kraft gefüllt hatten.

Ich trat wieder zurück. Dabei dachte ich an meinen ursprünglichen Plan, nach oben zu gehen, wo die Figuren standen. Mich hätte es wahnsinnig interessiert, wo dieser Eric Temple sie gefunden hatte. Irgendwie bedauerte ich es, ihn ins Reich der Träume geschickt zu haben, aber es ließ sich nun

nicht mehr ändern, und ich mußte es auf eigene Faust versuchen.

Es gibt Fälle, bei denen man ein gutes Gefühl hat, es gibt aber auch welche, wo das völlig fehlt. So erging es mir hier. Ich hatte alles, nur eben kein gutes Gefühl. Einfach deshalb, weil ich nicht wußte, wie ich diese Kreatur besiegen sollte.

Sie war zu stark, sie war mir überlegen, ich konnte mit meinen ›Waffen‹ nichts gegen sie ausrichten. Da hätte ich schon Gegenmittel aus Atlantis herbeischaffen müssen.

Die Luke hatte ich offengelassen. Ich steckte meinen Kopf hindurch und schwang den Körper nach, um den muffigen, mich an Vergangenheit und Vergessen erinnernden Raum betreten zu können.

Ich schaltete wieder die Lampe an.

Da standen sie unbeweglich. Zeugen einer sehr alten Kultur, übriggeblieben, herbeigeschafft wie der Spiegel. Nur eben, daß aus ihm das Grauen geklettert war.

Ich ließ den Strahl kreisen, der auch über den staubigen Boden hinweghuschte.

Die Figuren rührten sich nicht. Obwohl sie nicht lebendig waren, hatte ich das Gefühl, als würden sie mich anstarren.

Ich schritt die Reihe ab und blieb erst dann stehen, als ich in das Gesicht der Kara schauen konnte.

Der Grund, weshalb ich genau vor ihr meine Schritte angehalten hatte, war leicht zu erraten. Sie war es gewesen, die damals Semerias vergeblich bekämpft hatte. Nun, es war ihr nicht gelungen, und hätte ich die Möglichkeit gehabt, sie zu informieren, wäre sie in dieser Minute bei mir gewesen, um den ersten Werwolf von Atlantis endgültig zu vernichten.

Abermals wunderte ich mich darüber, wie lebensecht der Künstler sie nachmodelliert hatte. Sie war schon ein echtes Kunstwerk, etwas Wunderbares und in den Farben so gehalten, wie sie sich gern anzog. Das war auch bei den anderen der Fall.

Ich würde Eric auf jeden Fall fragen, woher er diese Figuren hatte.

Sein Bruder hatte sie auch nicht in den Verkaufsraum gestellt, sondern hier oben versteckt. Was natürlich in mir den Verdacht bestärkte, daß er nie vorgehabt hatte, sie zu verkaufen. Er wollte sie für sich behalten.

Warum?

Als Krösus hätte man ihn bestimmt nicht bezeichnen können. Oder hatte er gespürt, daß mit diesen Figuren etwas nicht stimmte, weil sie eben so lebensecht aussahen? Lebensecht war aber nicht lebend.

Ich dachte wieder an den Spiegel. Auch er gehörte in gewisser Hinsicht dazu. Möglicherweise gab es zwischen ihm und den Figuren im Prinzip den gleichen Zusammenhang wie zwischen Semerias und ihm.

Noch immer konzentrierte ich mich auf Kara. Der Lampenstrahl huschte wieder an ihrer Gestalt hoch und verhartete in ihrem Gesicht. Trotz des groben Materials waren die Züge fein geschnitten, als hätte Kara persönlich tagelang Modell gestanden.

Und dann geschah das Wunder.

Das Gesicht bewegte sich. Nach einem kurzen Wimpernschlag schlug Kara die Augen auf ...

Ich rührte mich nicht.

Zuerst glaubte ich an eine Täuschung oder daran, daß mir mein Wunsch einen Streich gespielt hatte. Aber es stimmte, die Augen der Figur waren nicht mehr geschlossen.

Kara lebte!

Nein, die Figur lebte, denn Kara selbst befand sich weit entfernt, in einem Refugium, einem Gebiet, das sich *Baming stones* nannte.

Noch immer hielt ich den Atem an. Es war einfach zu

unglaublich, was hier geschah.

Dann tat ich etwas, das mich selbst überraschte. Ich sprach die Figur Kara an. Es war eine irrwitzige Hoffnung, die mich leitete. Ich rechnete zudem nicht damit, eine Antwort zu erhalten, aber ich konnte dem inneren Drang nicht widerstehen.

»Hörst du mich, Kara ...?«

Sie bewegte ihren Mund. »Ja, John, ich höre und ich sehe dich. Sehr gut sogar.«

Himmel, was war das. Ich stand in diesem düsteren und schmutzigen Raum und erlebte so etwas wie ein kleines Wunder. Kara, die Figur, konnte reden!

Plötzlich war meine Kehle trocken. Über den Rücken hinweg strichen geisterhafte Krallenfinger und hinterließen eine Gänsehaut. Ich spürte in meinen Augen das heiße Brennen, ich wollte natürlich weitersprechen, nur schaffte ich es diesmal nicht mehr.

»Du hast alles gesehen?« Nach einer Weile und nach mehrmaligem Atemholen brachte ich den Satz hervor.

»Ja.«

»Dann greife ein.«

»Ich kann es nicht, John. Es geht nicht. Das hier ist nur eine Figur, ich bin es nicht. Aber ich habe mit ihr Kontakt, denn in ihr ist ein Stück meines Selbst gefangen. Diesen Weg kannst und mußt du allein gehen, und du wirst es schaffen.«

»Meinst du Semerias?«

»Wen sonst?«

Ich hob die Hände an und ließ sie wieder sinken. »Nicht einmal du hast es geschafft, und mir fehlt die richtige Waffe, die ihn vernichten kann. Es hat doch alles keinen Sinn.«

»Warum zweifelst du? Es gibt diese Waffe.«

»Und welche?«

»Mein Schwert.«

Unwillkürlich senkte ich meinen Blick. Ja, da war das Schwert mit der goldenen Klinge. Es steckte so in der Scheide wie auch bei der echten Kara, und ich legte mit einer raschen Bewegung meine Hand auf den Griff.

Er fühlte sich zwar hölzern an, trotzdem wirkte er auf irgendeine Art und Weise verändert.

Was konnte das sein?

Sie sah meinen etwas erschreckten Blick und gestattete sich ein Lächeln.

»Ich bin die Figur, John, aber ich bin auch ich, verstehst du das? Ich bin damals von einem Künstler modelliert worden. Er war ein besonderer Mann mit sehr feinen, sensiblen Händen. Er modellierte mich naturgetreu, um mich anschließend weihen zu lassen, indem er mich zu einem sehr weisen Magier brachte. Er schaffte es in tage- und nächtelangen Sitzungen, mich und die Figur zu beschwören. Er gab ihr etwas mit, das mich mit der Figur verband, ein Stück Seele von mir, das eine Brücke schlagen konnte. Diese Brücke hat Bestand, sie wird immer bestehen bleiben, solange die Figur existiert. Ich habe nie den Kontakt zwischen ihr und mir so deutlich gespürt, aber nun ist es geschehen, denn die Zeiten haben sich verändert. Sie sind anders und schrecklicher geworden. Etwas Unheimliches ist erschienen und aus dem Dunkel der Zeiten hervorgetaucht. Ein uralter Feind, der seine Schattenburg durch dich verloren hat, aber ausweichen konnte in einen Spiegel, denn der Spiegel reflektiert die Seele des Menschen. Er schafft es aber auch, das Böse einzufangen, so wie es in diesem Fall geschehen ist. In ihm lebte er, in ihm regenerierte er sich, denn dieser Spiegel ist für ihn ebenso wichtig wie die Schattenburg.«

»Und unzerstörbar«, sagte ich voller Bitternis.

»Jemand hat ihn und die Figuren mitgebracht«, fuhr Kara fort.
»Ich weiß nicht, wo er sie gefunden hat, aber er ist Seemann und

weit in der Welt herumgekommen. Er hat die Dinge hergeschafft, doch auch gewußt, daß sie etwas Besonderes sind, und seinen Bruder deshalb gebeten, sie zu verstecken, was dieser ja auch getan hat. Ich habe dir nie davon erzählt, doch die Verbindung zwischen mir und dieser Figur bestand schon immer. Ich kann mich bewegen, ich kann reden, aber ich werde als Figur nie in der Lage sein zu kämpfen. Ich werde auch nicht hingehen und mich Semerias zum zweitenmal stellen können, das ist nun deine Aufgabe. Nimm mein Schwert.«

Noch immer lag meine Hand auf dem Griff. Er war nicht das erste Mal, daß ich mit diesem Schwert kämpfte. Ich gehörte zu den Menschen, die sie führen konnte, und wenn Kara mich dazu aufforderte, dann würde es auch in meiner Hand eine fürchterliche Waffe sein.

»Nimm es, John!«

Ich versuchte es. Dabei warf ich einen letzten Blick in ihr Gesicht. Noch immer wollte ich es kaum glauben, daß diese Person oder Figur tatsächlich sprechen konnte, aber was sollte es. Nachdenken und nach Gründen zu forschen hatte keinen Sinn. Sie hatte mir den Weg gezeigt, den ich gehen mußte.

Ein kurzer Ruck reichte nicht aus. Ich mußte schon härter zupacken und stärker am Griff ziehen. Als ich das leise Schleifen hörte, wußte ich, daß ich gewonnen hatte.

Der Rest war ein Kinderspiel.

Die Waffe glitt aus der Scheide hervor. Ich drehte mich von der Figur weg, um mir die Klinge anschauen zu können, und stellte fest, daß sie nicht aus Gold bestand wie die ursprüngliche Waffe.

Sie war nicht aus Metall gefertigt worden, aus Holz aber auch nicht. Ich kannte das Material nicht und drehte mich wieder zu der Figur um.

Kara lächelte.

»Sony, aber ...«, begann ich.

»Du zweifelst?«

»Ja. Was ist es für ein Schwert? Ich vermisse die goldene Klinge. Es ist ziemlich schwer, aber ...«

»Es besteht aus Glas, John. Es ist so etwas wie ein gläsernes Schwert, wenn du verstehst.«

»Davon sehe ich auch nichts.«

»Wenn du den dünnen Lack abkratzt, wirst du sehen, daß es sich dabei um eine Waffe aus Glas handelt.«

Für einen Moment überlegte ich und schaute dabei in die Augen der Figur. »Gut, Kara, gut, das alles nehme ich noch hin. Und mit dieser Waffe kann ich den Werwolf vernichten?«

»Nein, das nicht.«

»Wozu denn ...«

»Bitte«, sagte sie leise und beinahe flehend. »Nicht aufregen. Zunächst ist es wichtig, daß du den Spiegel zertrümmerst. Ihn mußt du zuerst zerstören. Du mußt diesem Monstrum den Rückweg abschneiden, John! Dann erst kannst du Semerias stellen, aber tritt nicht mit dem Schwert in der Hand zum Kampf gegen ihn an.«

Ich überlegte. Der Lack auf der Klinge schimmerte tatsächlich wie stumpfes Gold. Mit dem Fingernagel kratzte ich etwas von der Schicht ab und sah darunter das Glas.

»Noch etwas, Kara?«

»Ja, du mußt dir Handschuhe besorgen, denn du brauchst eine große Spiegelscherbe.«

Meine Augen weiteten sich. »Was soll ich damit?«

Die Lippen der Figur bewegten sich so gut wie nicht. »Damit sollst du ihn töten.«

»Mit der Scherbe?«

»Ja.«

Ich hörte mich selbst atmen. Kara war still geworden. Sie hatte genug geredet. Mir lagen noch eine Menge Fragen auf der Zunge, nur schaffte ich es nicht, sie zu formulieren.

»Hast du alles verstanden, John?«

»Ja.«

»Dann geh jetzt. Suche die Handschuhe und zerstöre als erstes den Spiegel.«

Ich nickte geistesabwesend. Mein Blick glitt über die übrigen Figuren hinweg. Meine Frage drängte sich wie von selbst auf, und ich stellte sie. »Diese anderen Figuren, Kara, reagieren sie ebenso wie du?«

»Das ist möglich.«

»Soll ich es probieren.?«

»Nein, laß es. Wecke keine schlafenden Raubtiere. Du hast deine Aufgabe, und du mußt sie lösen.«

»Ja, das werde ich wohl«, sagte ich leise und drehte mich um. Ich schaute nicht mehr hin und bemerkte auch nicht, daß mir Kara ein feines Lächeln nachschickte.

Ich dachte an ihre letzten Worte. Sie hatte mir geraten, keine schlafenden Raubtiere zu wecken. Es war sicherlich ein guter Ratschlag, denn ich mußte mich jetzt auf ein einziges Ziel konzentrieren: auf die Vernichtung des Werwolves.

Ich konnte Kara mehr als dankbar sein, daß sie mir den Tip gegeben hatte. Von allein hätte ich nie herausgefunden, wie man den Spiegel zerstören konnte, und daß Semerias nur mit einer Spiegelscherbe zu töten war. Handschuhe würde ich wohl unten im Laden finden, das hoffte ich jedenfalls.

Bevor ich den Raum endgültig verließ, warf ich noch einen letzten Blick zurück.

Die Figuren waren kaum mehr zu sehen. Sie verschwammen in der Düsternis, als würden sie allmählich von ihr aufgelöst werden.

Der Rückweg fiel mir nicht gerade schwer, komisch war es für mich schon, die Stiege hinabzugehen. Der Klang der Tritte mischte sich mit dem Klopfen meines Herzschlags. Ich empfand den muffigen, aber auch stechenden Geruch noch intensiver als sonst, und die Zunge klebte mir am Gaumen.

Starr schaute ich nach vorn.

Im Laden bewegte sich nichts. Jedenfalls nicht innerhalb des Ausschnitts, den ich erkennen konnte. Ich blieb in der offenen Tür stehen. Das Glasschwert hielt ich in der rechten Hand, mit der linken bewegte ich die Lampe.

Wieder huschte der Strahl geisterhaft durch den Raum, berührte all die unheimlichen Gegenstände, die entweder in den Regalen standen, auf dem Boden aufgereiht worden waren oder ihre Plätze unter der Decke gefunden hatten.

Für mich war es schon normal. Von Semerias allerdings sah ich noch nichts.

War er da, war er nicht da?

Ich hoffte auf die letzte Möglichkeit, denn erst mußte ich den Spiegel zerstören.

Kara hatte mir geraten, Handschuhe zu tragen. Nur mußte ich sie erst einmal finden. Ich leuchtete in zahlreiche Regalfächer, in Ecken und Winkel, sah viel neuen Krempel, entdeckte auch alles mögliche, nur die Handschuhe, die ich gern gehabt hätte, die fand ich natürlich nicht.

Dafür sah ich den Spiegel.

Noch immer zeigte sich innerhalb des Rahmens die dunkle Fläche. Daran hatte sich nichts geändert und auch nicht an dem ungewöhnlichen Muster in der Fläche.

Und doch war etwas anders geworden.

Vor dem Spiegel lag ein Gegenstand. In der grauen Düsternis wirkte er auf den ersten Blick wie ein zusammengerollter und leicht eingeknickter Teppich.

Allerdings nur auf den ersten Blick.

Der zweite Blick bewies mir, um wen es sich dabei handelte. Es war ein Mensch, ein Toter, und er hieß Eric Temple.

Jemand hatte ihn auf eine fürchterliche Art und Weise umgebracht, denn er schwamm in seinem eigenen Blut.

Da wußte ich, daß Semerias schon vor mir hier gewesen war und möglicherweise einiges ahnte ...

Nicht mehr als zwei Schritte trennten mich von dem Spiegel. Zwischen ihm und mir lag der Tote. Es war schlimm, den Geruch einzusatmen, der mir entgegenwehte. Das Blut des Mannes hatte auf dem Boden eine dunkle Lache gebildet, deren Oberfläche leicht glänzte. Es war finster. Ich konnte keine Details sehen, doch es lag auf der Hand, daß Eric Temple auf ähnliche Art und Weise gestorben war wie sein Bruder. Das Blut war Zeuge genug.

In mir kochte eine irre Wut hoch. Ich behielt nur mühsam die Beherrschung. Warum war dieser Mann gestorben? Wollte Semerias alle Brücken hinter sich abbrechen und jeden vernichten, der mit seiner Existenz in irgendeiner Verbindung stand?

Ich stieg über den Toten hinweg. Mir fielen wieder die Handschuhe ein, die ich mir hatte besorgen sollen. Sie lagen wahrscheinlich irgendwo herum, aber die Zeit, durch das ganze Geschäft zu kriechen und in jeden Winkel zu schauen, durfte ich mir jetzt nicht mehr nehmen. Der Spiegel war wichtiger und natürlich Semerias, der verfluchte atlantische Werwolf. Er mußte sich irgendwo verborgen halten, versteckt im Dunkel des Geschäfts. Ich wollte dieses Dunkel erhellen, deshalb blieb ich neben dem Lichtschalter stehen.

Ich drehte ihn herum.

Das Licht flammte auf. An drei Stellen beleuchteten Lampen den Trödel. Das war alles normal. So kannte ich den Laden. Nichts wies auf einen bestialischen Killer hin.

Die Ruhe gefiel mir natürlich nicht. Der Geruch des Bluts hatte sich in meiner Nase festgesetzt. Ich holte trotzdem tief Luft und hob das Schwert an.

Glas gegen Glas!

War es überhaupt möglich, daß die Klinge es schaffte, den Spiegel zu zerstören? Für mich war es nicht so recht vorstellbar, weil die Fläche härteren Gegenständen widerstanden hatte.

Aber es gab hartes und es gab weiches Glas. Ich hoffte, daß mein Schwert hart genug war, und vertraute Karas Worten.

Noch einen letzten Blick warf ich in das Geschäft. Die Bestie hatte sich nicht gezeigt. Eigentlich hätte sie sich mir stellen müssen! Normalerweise konnte sie es nicht zulassen, daß ich den Spiegel zerstörte, denn damit würde ich ihr alles nehmen.

Ich hob das Schwert an. Den Griff umfaßte ich mit beiden Händen. Die Waffe war gar nicht mal leicht. Ich konzentrierte mich auf den Spiegel. Noch immer sah die Oberfläche aus wie ein Puzzle, das jeden Augenblick zusammenfallen konnte. Seltsamerweise hielt es.

Ich holte aus.

Und da hörte ich das Geräusch.

Es war nicht der Werwolf, der es verursacht hatte. Von außen wurde die Ladentür geöffnet, gleichzeitig drang eine Stimme an meine Ohren, die ich kannte.

Ray Ralston kehrte zurück.

Verdammt noch mal. Ausgerechnet jetzt. Und zu einer Zeit, wo ich ihn wirklich nicht gebrauchen konnte.

Ich schrie ihm zu: »Hau ab, Ray!«

Er hörte nicht. »John, verdammt, was ist geschehen? Hast du die Bestie erwischt?«

»Nein, Ray!«

Der Inspektor ließ sich nicht beirren. »Gut, dann werde ich

jetzt in den Laden kommen und dir jemanden zeigen, die ...«

»Bleibt da!«

»Warum? Was hast du?« Schritte waren zu hören. Dann seine flüsternde Stimme.

Eine Frau antwortete. »Ich habe Angst. Ich spüre ihn. Verdammt, Inspektor, er ist hier!«

Verflucht noch mal, das lief mir aus der Kontrolle. Ich stand vor dem Spiegel und wußte nicht, ob ich zuschlagen oder es lieber bleiben lassen sollte. Dabei war es wichtig, ihn zu zertrümmern und eine Scherbe aufzunehmen, mit der ich Semerias töten konnte.

Etwas fiel, krachte um. Es war ein Regal, hinter dem Semerias gelauert hatte.

Die Frau schrie wie eine Sirene, und dazwischen hörte ich ein widerlich klingendes Fauchen.

Der Werwolf war frei.

Und ich hatte den verdammt Spiegel noch immer nicht zertrümmert.

Noch einmal holte ich aus, weil ich die Waffe wieder hatte sinken lassen.

Aus der Drehung heraus wuchtete ich sie gegen den Spiegel und hoffte, daß Ray und die Frau noch so lange durchhalten würden ...

Paula Devine sah das Regal kippen und die mörderische Gestalt wie aus dem Nichts auftauchen. Sie hatte noch ihre schrecklichen Erinnerungen an ihn, sie kannte ihn aus der Wohnung, wußte also, wie er aussah, doch der Anblick schockte sie auch jetzt.

Als Untier wuchs er vor den beiden Menschen hoch, die nur noch eine Möglichkeit sahen.

Die Flucht!

Glücklicherweise stand die Haustür offen. Es gab für sie beide nur die eine Chance.

Sie warfen sich zurück. Dabei reagierte Ralston schneller als Paula. Er schaffte es noch, die Frau mit sich zu reißen, denn sie hätte es vor Schreck kaum geschafft.

Beide torkelten ins Freie, in die Kälte der Nacht. Sie waren längst nicht in Sicherheit, die Todesangst hielt sie immer noch in ihren Klauen, und sie hofften, daß die Bestie im Laden bleiben würde.

Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Beide standen wieder auf den Beinen und konnten durch die offene Tür zurückschauen. Die Bestie bewegte sich hin und her. Es sah aus wie ein irrer Schattentanz innerhalb einer finsternen Kulisse. Sie brüllte. Der Kopf ruckte von einer Seite zur anderen. Dabei bewegten sich auch die Augen rasch hin und her. Es sah aus, als würden vor seiner Fratze helle Blitze zucken.

Ein infernalisches Gebrüll begleitete ihn auf dem Weg ins Freie. Die Bestie aus dem alten Atlantis schien alle Grenzen sprengen zu wollen, sie war allein auf den irren Drang fixiert, wieder Blut zu sehen.

Paula Devine hatte das Gefühl, in Eiswasser gesprungen zu sein. An ihr war alles eingefroren. Sie schaffte es nicht einmal, den kleinen Finger zu bewegen. Ihr Gesicht hatte keinen natürlichen Ausdruck mehr. Es sah aus, als wäre die Haut einfach von einer anderen überklebt worden.

Der Werwolf war wütend. Er bewegte sich auch dementsprechend und nahm auf nichts Rücksicht. Mit der rechten Schulter rammte er die Türecke so stark, daß alles erzitterte.

Auch das zeugte davon, welch eine Kraft in diesem glatten Fellkörper steckte.

Er torkelte auf den schmalen Gehsteig.

Erst jetzt erwachte auch der Inspektor aus seiner Lethargie. Ihm war der Schock ebenfalls tief in die Glieder gefahren. Bisher hatte er nur von der Bestie gehört, nun sah er sie zum ersten Mal, stand ihr praktisch Auge in Auge gegenüber, und er war auch ehrlich gegen sich selbst, denn er erkannte, daß seine Chancen tief gesunken waren und sich dem Nullpunkt näherten.

Trotzdem wollte er nicht aufgeben. Das hatte er noch nie getan. Irgendwie hoffte er, daß John Sinclair ihm zu Hilfe eilte. Er packte die Frau.

Paulas Schock löste sich. Sie fing an zu zittern, dann mußte sie runter.

»Hinter mir in Deckung.« Ralston war in dieser Zeit der unheimlichen Spannung nicht in der Lage, einen klaren Satz auszusprechen. Es gab nur noch eins.

Kampf!

Paula duckte sich, was auch Ray Ralston tat. Aber er zog seine Waffe, schob den rechten Fuß vor und nahm eine Stellung ein, wie man sie ihm beigebracht hatte.

In der unmittelbaren Nähe waren die Schreie der Frau gehört worden. Fenster wurden aufgerissen, erschreckte Gesichter malten sich blaß und bleich in den offenen Rechtecken der Fenster ab.

Plötzlich war Ralston die Ruhe selbst. Die Umgebung und deren Geräusche interessierten ihn nicht mehr. Er kannte nur ein einziges Ziel, den verfluchten Werwolf.

Sehr genau visierte er ihn an.

Semerias kam.

Er wußte genau, wer sein Gegner war. Und als er sich bewegte, da schlich er nicht, sondern stampfte. Dabei ging er breitbeinig, als hätte er keine Beine, sondern Säulen, die seinen Körper trugen. Sein Fell war glatt. Es sah aus wie gebürstet. Seine Augen funkelten, als wären sie mit kaltem Sternenlicht

gefüllt worden.

Er ging näher.

Er verließ den Gehsteig.

Er konzentrierte sich auf sein nächstes Opfer, um es mit seinen Pranken zu zerreißen.

Auch Ralston bestand ausschließlich aus Konzentration. Jede Faser seines Körpers war damit angefüllt, er zielte sehr genau, und sein Gesicht war dabei zu Stein geworden.

»Komm nur!« keuchte er. »Komm nur, du verdammter Killer! Ich werde dich erschießen!«

»Warum schießt du nicht?« kreischte die Frau hinter ihm.

Die sonst stille Gasse der Angst war angefüllt mit ihrem Schreien und dem harten Keuchen des Inspektors. Dann feuerte er. Dabei brüllte er seinen Frust hinaus. Er drückte nicht nur einmal ab, sondern mehrere Male. Immer wieder zog er den Stecher durch und schaute nach, wie die Kugeln in den breiten Körper des Werwolfs hieben und ihn hart durchschüttelten, als wären da unsichtbare Hände, die ihn festhielten und auf die Stelle nagelten.

Fetzen flogen aus seiner Gestalt. Sie sahen aus wie Stoffstücke, dabei war es Fell. Die anderen Geschosse hatten sich tief in seinen Körper hineingebohrt, sie konnten ihn auch für einen Moment aufhalten, aber nicht stoppen.

Der Werwolf ging weiter.

Ralston heulte auf. Tränen verschleierten für einen Moment seinen Blick. Sein Verstand drohte auszusetzen. Was er da sah, ging über sein Begreifen hinaus. Das war nicht mehr normal, das war einfach grauenhaft.

»Schieß doch! Schieß!« Hinter ihm heulte Paula Devine auf. Sie hatte sich wieder hingestellt und schleuderte bei jedem Wort ihren Kopf von einer Seite zur anderen. Aus ihrem Mund sprühten Speicheltropfen wie eine Kette aus kleinen Perlen.

»Er ist nicht totzukriegen!« brüllte Ralston zurück, drehte sich um und packte die Frau.

Er wuchtete sie herum.

Für beide gab es nur mehr die Flucht. Sie mußten so schnell wie möglich weg, wenn sie ihm noch entkommen wollten. Aber wo waren sie vor diesem Killer sicher?

Sie liefen los. Ralston hielt Paulas Arm umklammert. Er zerrte sie kurzerhand mit. Vielleicht fanden sie eine Lücke, eine Einfahrt, durch die sie rennen konnten.

Semerias war schneller.

Aus dem Stand sprang er vor. Und plötzlich lag er waagerecht in der Luft. Dieser Hechtsprung war zirkusreif, und er streckte seine Arme so weit wie eben möglich.

Und er erwischte sie.

Ray Ralston spürte den harten Schlag gegen seine linke Hacke. Es war ihm nicht mehr möglich, sich auf den Beinen zu halten. Die Wucht warf ihn um, zudem krallte sich die Klaue noch an seinem Fuß fest.

»Lauf weiter, Paula!« brüllte er der Frau zu, während er nach vorn fiel und auf die Straße prallte.

Sie rannte, aber sie drehte dabei den Kopf und sah die Bestie als riesigen Schatten über dem Hegenden Mann.

Paula Devine schrie, so laut sie konnte.

Ich steckte in einer verfluchten Klemme, denn ich wußte, daß die Bestie den beiden Menschen überlegen war. Sie hatten gegen Semerias einfach keine Chance. Er würde über sie kommen und sie regelrecht zerreißen.

Es gab eine Chance, ihn zu stoppen. Die aber kostete Zeit, und so hämmerte ich das Glasschwert gegen den Spiegel. Ich zielte von oben nach unten, und ich traf ihn mit voller Wucht. Zudem hatte ich all meine Wut hinter den Schlag gelegt. Es mußte einfach raus, es war wie eine Befreiung.

Ich hatte den Schlag so hart geführt, daß die Klinge eigentlich hätte zerbrechen müssen.

Sie zerbrach auch!

Ich schrie vor Wut, als ich das sah. Plötzlich hielt ich nur mehr einen kurzen Stumpf zusammen mit dem Griff in den Händen, sah für einen Moment darauf und schleuderte ihn dann weg.

Mein Blick fiel auf den Spiegel.

Ich hatte ihn geschafft. Ich hatte ihn zerstört, denn es gab die Fläche nicht mehr so, wie ich sie kannte. Da losten sich große Scherbenstücke aus der Fläche und fielen zu Boden, wo sie mit klirrenden und splitternden Geräuschen entlangrutschten.

Eine Scherbe mußte ich haben, eine Scherbe nur. Sie war das wichtigste. Mit den eigenen Waffen mußte diese Bestie geschlagen werden, denn der Spiegel bestand aus dem Glas, aus dem auch die Schattenburg damals gebaut worden war.

Die Scherben waren durch den Schwung zu verschiedenen Seiten weggeglitten. Es hatte keinen Sinn, wenn ich irgendeine Scherbe nahm. Ich mußte mir schon eine große aussuchen.

Als hätte mir ein Engel mit einem Blitzstrahl aus dem Himmel ein Zeichen gegeben, so sah ich rechts von mir den grellen Reflex. Ich drehte mich um. Licht fiel auf eine lange Scherbe. Sie war genau richtig für das, was ich vorhatte. Ihre Form war die eines Säbels, nur breiter. Sie lief nach unten hin wie ein schmales Dreieck zu. An beiden Seiten war sie eingekerbt. Es war, als hätte sich diese Scherbe für mich bewußt so geformt, denn so konnte ich sie besser festhalten.

Daß sie mir ohne Schutz die Hände aufschneiden würde, stand fest. Handschuhe hatte ich nicht gefunden, mein Taschentuch war einfach zu dünn, um zu verhindern, daß ich mir die Hände blutig schnitt.

Deshalb zog ich meine Jacke aus.

Der Stoff war dick genug, zwar unhandlich, aber es blieb mir keine andere Möglichkeit. Mit bloßen Händen hob ich die lange Scherbe an. Das breitere Ende umwickelte ich mit einem Jackenärmel und drückte den Stoff in die Kerben, so daß ich die Scherbe auch halten konnte.

Ich wuchtete sie hoch. Bisher hatte die Spitze noch den Boden berührt. Sie war schwerer, als ich gedacht hatte, aber ich biß die Zähne zusammen und dachte an die Aufgabe, die vor mir lag.

Dann ging ich auf die Ladentür zu.

Nach dem ersten Schritt schon hörte ich die Schüsse!

Sie waren vor dem Haus aufgeklungen, und jetzt wußte ich auch, wohin Ralston und die Frau geflohen waren. Nur würde er mit seiner normalen Waffe die Bestie nicht stoppen können.

Ich beeilte mich.

Wider fielen Schüsse.

Dann war Pause.

Danach gellte ein schriller Schrei auf, der in Todesangst geboren zu sein schien.

Der Weg durch den Laden kam mir verflucht weit vor. Und die herumstehenden Waren aller Art erwiesen sich zudem als Hindernisse, die ich erst aus dem Weg räumen mußte. Mit der Schulter wuchtete ich das Zeug um, kickte einen alten Schemel zur Seite, der in das untere Fach eines Regals hineindonnerte und dort einiges zerbrach.

Dann war ich an der Tür.

Wie eine breite Nadel stach die Spitze der Scherbe von mir weg. Der Mond schickte noch immer sein bleiches Licht vom Himmel herab in die Gassen der Angst. Ich hatte ihn einige Male verflucht, jetzt war ich froh darüber, daß er schien und die Schlucht zwischen den Häusern erhellte.

Ein Mensch hatte gegen Semerias keine Chance. Auch ein Polizeiinspektor nicht.

Ich sah den Kollegen nicht einmal. Er lag auf dem Boden, und der Werwolf stand über ihm. Er hatte sich nach vorn gebeugt, ich starrte auf seinen breiten Fellrücken, der für meine Waffe ein hervorragendes Ziel abgab.

Hinrennen und die Scherbe hineinstoßen. Mein Jackenärmel hatte gehalten, die scharfen Kanten waren noch nicht durch den Stoff in meine Handflächen gedrungen. Es war alles klar, es sah gut aus, ich lief vor - und genau da roch die Bestie Lunte.

Sie schnellte hoch.

Sie drehte sich um und glotzte mich aus den eisigen, gefühllosen Augen an, als ich auf sie zurannte ...

Semerias ließ mich genau auf zwei Schritte herankommen, bevor er sich mit einer beinahe eleganten Bewegung zur Seite drehte, so daß ich ins Leere lief.

Gleichzeitig richtete sich Ralston auf, ich mußte über ihn hinwegspringen, sonst wäre ich gestolpert.

Kurz vor der gegenüberliegenden Häuserseite gelang es mir, mich zu fangen, ich wirbelte herum.

»Hau ab, Ralston!«

Der Inspektor kroch davon. Erst nach einigen Schritten stand er auf und rannte weg.

Ich stand Semerias gegenüber!

Im Wilden Westen hatten sie sich mit Revolvern beschossen. Ich besaß die Spiegelscherbe, die das fahle Mondlicht blitzend reflektierte.

Wir starrten uns an.

Er öffnete sein Maul, dann zog er es in die Breite, und so etwas wie ein hartes Grinsen legte sich auf sein Gesicht. In diesem Moment wußte ich, daß er mich erkannt hatte.

Ich packte die Scherbe fester und nickte ihm zu. »Okay, Bestie!« keuchte ich. »Versuchen wir es noch einmal. Darin haben wir beide ja schon Übung. Kara hat es nicht geschafft, mir

bist du auch entwischt, aber jetzt gibt es keine Schattenburg mehr, und auch deinen verfluchten Spiegel habe ich zerstört. Dir bleibt nur noch der Tod, das Ende ...«

Er wollte nicht reden. Im Mondlicht sah er bleigrau aus. Kugeln aus Ralstons Waffe hatten Löcher in sein Fell gestanzt, ihn aber nicht umbringen können. An seiner rechten Schulter fehlte ein Stück. Ein Geschloß mußte es herausgefetzt haben.

Ich ging auf ihn zu.

Er tat noch immer nichts. In seinem breiten Gesicht zuckte es. Noch nie hatte ich ihn so nahe vor mir gesehen. Das war kein echter Werwolf, die Metamorphose hatte auf halbem Weg gestoppt. Er gehörte zu den Kreaturen, bei denen das Menschliche noch überwog.

Sein Atem dampfte.

Ich roch ihn auch.

Semerias stank nach altem Blut und Schmutz.! Er war einfach widerlich, und ich befreite mich von dem Gedanken, es mit einem Menschen zu tun zu haben.

Das war eine Bestie, die zwei fürchterliche Morde auf dem Gewissen hatte.

»John, mach ihn fertig!« Ralston brüllte den Satz über die Gasse. Er hatte sich wahrscheinlich eine sichere Deckung ausgesucht. Aber so einfach, wie er dachte, würde es für mich nicht werden.

Semerias schien zu wissen, wie tödlich die Scherbe in meinen Händen für ihn sein konnte, denn das Zucken seines Körpers mußte einfach einen Grund haben. Möglicherweise war es die Angst.

Er wich zurück.

Ich war so überrascht, daß ich es kaum fassen konnte und für einen Moment stehenblieb.

Am liebsten hätte ich ihm die Spiegelscherbe

entgegengeschleudert, aber sie war kein normales Schwert. Ich wußte nicht, ob ich überhaupt treffen würde.

Wollte er fliehen?

Meine Überraschung hatte er genutzt und war im Laden verschwunden. Dort hörte ich ihn poltern. Wahrscheinlich suchte er dort nach einer Waffe. Ich folgte ihm nicht sofort. In dem Geschäft hatte ich nicht die Bewegungsfreiheit, die ich mir wünschte.

An der offenen Tür blieb ich stehen.

Die Spiegelscherbe war verdammt schwer, ich mußte sie mit beiden Händen halten, und die Muskeln in meinen Oberarmen begannen sich bereits zu verkrampfen.

Wo versteckte die Bestie sich? Möglichkeiten gab es genug, auch für eine Gestalt wie den Werwolf. Er brauchte sich nur zusammenzuducken und konnte sich dann in irgendeinen Winkel pressen.

Ich trat einen zögernden Schritt vor. Dann sah ich den Spiegel, oder zumindest das, was von ihm noch übriggeblieben war. Der Rahmen, die Rückseite, aber keine glatte Fläche mehr. Sie war von mir zertrümmert worden. Die Reste des Spiegels bildeten vor dem Rahmen ein Muster aus blitzenden Scherbenstücken.

Eine Bestie wie der Werwolf konnte vieles, nur eines schaffte sie nicht. Sie konnte sich nicht lautlos bewegen. Ich würde sie immer hören, wenn sie sich in diesem Kramladen voran bewegte und irgendwo gegenstieß.

Dann hörte ich ihre Schritte.

Zuerst glaubte ich an eine Täuschung, weil sie so dumpf klangen und gleichzeitig nachhallten.

Bis mir einfiel, wohin sich die Bestie zurückzog. Sie schlich die Treppe nach oben!

Ich spürte auf meinem Nacken eine Gänsehaut, weil ich sofort

an die dort stehenden Figuren dachte. Es war möglicherweise nur Einbildung, aber es konnte durchaus sein, daß der Werwolf aus Atlantis Hilfe suchte bei den Wesen, die zu seiner Zeit gelebt hatten, obwohl ich mir das bei Kara nicht vorstellen konnte.

Für mich jedenfalls gab es kein Zögern mehr, ich nahm sofort die Verfolgung auf.

Glücklicherweise kannte ich mich aus. Ich erreichte die Treppe, ohne daß ich irgendwo gegenstieß. Als ich vor der unteren Stufe stehenblieb, sah ich seinen Fuß soeben noch jenseits der Luke verschwinden. Mit einer huschenden Bewegung wurde er hochgezogen.

So leise wie möglich nahm ich die Verfolgung auf. Die schwere Spiegelscherbe behinderte mich zwar, aber sie war gleichzeitig meine Lebensversicherung, deshalb konnte ich sie nicht aus der Hand geben. Da ich mich nirgendwo abstützen konnte, schwankte ich beim Hochgehen von einer Seite zur anderen. Ich mußte damit rechnen, daß Semerias auf mich lauerte, war dementsprechend vorsichtig, kantete die Scherbe zur Seite und schob meinen Kopf hoch, um über den Rand der Luke hinwegsehen zu können.

Nach vorn, nach links und nach rechts.

Dazu kam es nicht mehr.

Von der rechten Seite her jagte er heran. Ich hörte das Aufschlagen seiner harten Füße, dann sah ich den Schatten, der einen mörderischen Haßschrei entließ, und ich tat das einzige Richtige in meiner Situation.

Ich wuchtete die Scherbe nach rechts und stemmte sie gleichzeitig schräg in die Höhe.

Semerias befand sich schon im Sprung. Er konnte nicht mehr ausweichen. Ich stand auf zwei verschiedenen Stufen in einer schrägen Haltung und hatte mich so weit wie möglich aufgerichtet.

Nur nicht das Gleichgewicht verlieren! Ich rammte die schwertartige Spiegelscherbe in die Höhe - und in den Körper der Bestie.

Zwar hörte ich ein Knacken, aber sie brach nicht ab. Noch einmal stemmte ich mich gegen die Grundseite, die Scherbe schnitt durch meinen Jackenärmel und auch in die Handballen.

Genau da ließ ich sie los, so waren die Wunden nicht zu tief. Der Werwolf aus Atlantis aber war tödlich getroffen worden. Zwar lebte er noch, doch ich wußte, daß er sich nicht mehr erholen würde. Mit einem infernalischen Brüllen taumelte er zurück. Für den Bruchteil einer Sekunde hatte ich sein Gesicht gesehen, das aussah wie Asche, die von einem Windstoß erfaßt und weggetragen wurde.

Ich kletterte den Rest der Stufen hoch, erreichte geduckt den Raum, durch den der Werwolf schwankte. Die Spiegelscherbe ragte aus seiner Brust hervor.

Er krachte in die alten Figuren hinein, riß einige von ihnen um, darunter auch die der Kara, dann wälzte er sich auf den Bauch, trieb die Scherbe noch tiefer in seinen Körper, die schließlich mit einem häßlich klingenden Knirschen abbrach.

Das meiste steckte noch in seinem Rumpf. Er lag auf dem Rücken.

Ich ging auf ihn zu.

Feuerzungen zuckten in die Höhe. Sie drangen aus seinem Körper. Die Spiegelscherbe war glühend rot geworden und mußte so heiß sein, daß sie Semerias ausbrannte.

Ich blieb in sicherer Entfernung. Zum Glück, denn eine Flamme fauchte plötzlich in die Höhe. Sie breitete sich über den ganzen Körper der Bestie aus wie eine Fahne, leckte nach allen Seiten, als suche sie nach neuer Nahrung.

Das waren die Figuren.

Hätte ich jetzt einen Feuerlöscher zur Hand gehabt, es wäre

noch möglich gewesen, den Brand zu löschen. Doch der stand mir leider nicht zur Verfügung. So mußte ich zusehen, heil aus dieser verdammten Flammenhölle zu entweichen.

Verfolgt von dicken, grauschwarzen Rauchschwaden stolperte ich die Treppe hinab. Erst als ich im Laden war, spürte ich die scharfen, bissigen Schmerzen in meinen Handflächen, und ich dachte an die Jacke, die ich trotz allem noch mit mir schleppte.

Blut quoll aus den Ballen, rann über die Handgelenke und tropfte zu Boden.

Ich hetzte weiter.

Der Laden nahm mich auf. Vor meinen Augen tanzten all die Gegenstände in einem rasenden Wirbel, aber das bildete ich mir nur ein. Ich stolperte nach draußen, wo mich zwei starke Arme abfangen und ich in das Gesicht des Inspektors schaute.

»Alarmiere die Feuerwehr, schnell!« brüllte ich ihn an.

Er fragte nichts, er verschwand.

Ich ging weiter. In der Gassenmitte blieb ich stehen, ohne mich um die Neugierigen zu kümmern.

Dann schaute ich zurück. Dichter Qualm kroch aus den Fenstern. Auch den Weg nach unten hatte er gefunden, und so quollen die Schwaden aus der offenen Tür.

Ob die Feuerwehr noch etwas retten konnte, wußte ich nicht. Wahrscheinlich würde die Leiche des Eric Temple verbrennen, und so blieb die Herkunft gewisser Gegenstände auch weiterhin im dunkeln.

Vielleicht war es sogar gut so ...

ENDE